Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 Mk. 50 Pf.
Für ein halbes Jahr		7 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		4 Mk. — Pf.
Für einen Monat		1 Mk. 50 Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 6 Pf.

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 Mk. — Pf.
Für ein halbes Jahr		9 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		5 Mk — Pf.
Für einen Monat		2 Mk. — Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 10 Pf.

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Büchen sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauersche Leihbibliothek (Schöpping)
16 Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping)
29 Kaufingerstraße 29.

Fr. 1896. 2000.

Glückskinder

Glückskinder

Roman

von

Valeska Gräfin Bethusy-Huc

(Moritz von Reichenbach)

8.—10. Tausend

Berlin
Verein der Bücherfreunde
Schall & Grund

I.

Der Schnee lag hoch auf den Straßen der kleinen oberschlesischen Stadt. Vor den Hauseingängen hatte man ihn zusammengekehrt. Da lag er in Haufen rechts und links von den Thüren, und hungrige Spatzen stöberten darauf nach irgend welchem Brosamen und zankten sich, wenn sie einen gefunden hatten. Eiszapfen hingen von den Dächern der niederen, oft nur einstöckigen Häuser, und die Wintersonne ließ den Sternenkranz des vergoldeten heiligen Nepomuk, der den Marktplatz schmückte, hell erglänzen. Dem Heiligen gegenüber hielt ein herrschaftlicher Wagen vor einer Hausthür. Eine in Pelze gehüllte Dame stieg aus und fragte nach Frau Harbosky. Gleich darauf wurde die Thür rechts geöffnet, und eine freundliche ältere Frau mit rundem, rosigen Gesicht trat knixend auf die Schwelle.

„Es ist alles fertig, gnädige Frau," sagte sie lächelnd, „belieben nur einzutreten."

Sie öffnete die einflügelige Thür so weit als möglich, und wies auf Reihen von Kinderkleidern hin, welche in dem einfachen, aber freundlichen Zimmer alle Möbel bedeckten.

„Ich habe mir schon gedacht, daß gnädige Frau heute kommen werden, um die Sachen da abzunehmen,“ fuhr Frau Harbosky redselig fort, „heute ist überhaupt ein guter Tag für uns — unsere Anne-Marie ist gekommen, und gnädige Frau wissen doch, sie hat ihr Erzieherinnen-Examen so ausgezeichnet bestanden —“

„Nun ja,“ meinte Frau von Doven, während sie die Kinderkleider musterte, „nachdem Sie sie einmal in die vornehme Pension gegeben hatten, war es noch am vernünftigsten, daß sie nun auch das erworbene Wissen praktisch verwertete und gleich aufs Seminar ging.“

„Ja, gnädige Frau, und ich weiß recht gut, gnädige Frau waren damals gegen die Pension und meinten, man sollte die Kinder nicht über seinen eigenen Stand hinaus erziehen; aber nun ist's doch gut, daß wir damals Anne-Maries kleine Erbschaft von der Pate dazu verwandten, sie in die Pension zu schicken, denn denken nur, gnädige Frau, sie hat schon eine Stelle, ein einziges Kind zu erziehen bei einem reichen, vornehmen Herrn.“

Frau Harbosky holte einen Augenblick Atem und fuhr dann eifrig und redselig fort:

„So was findet sich nicht alle Tage, und wenn sie nicht in der vornehmen Pension die feinen Manieren ge-

lernt hätte, würde sie doch nicht in so ein Haus passen, und in ein andres, wo sie etwa sich hätte überanstrengen müssen, dahin hätten wir sie doch gar nicht gehen lassen, denn wenn wir auch nicht reich sind, gehungert hätte sie doch nicht bei uns. Und nun, gnädige Frau, nun sage ich bloß: schade, daß die Elschen nicht auch 'ne Patenerbschaft gemacht hat — aber freilich, die hängt ja am Hause wie 'ne Katze, und die hat auch nicht den guten Kopf von der Anne-Marie."

„Seien Sie froh, daß Sie so wenigstens eine Tochter behalten," erwiederte Frau von Doven. „Lassen Sie sie Buchführung lernen, oder meinetwegen schneidern, Frau Harbosky; eine tüchtige Schneiderin hat immer ihr gutes Brot, und daß die Mädchen etwas lernen, was sie 'mal selbständig macht, dafür bin ich sehr, nur meine ich, ist es ein Unglück, daß heutzutage die Leute so versessen darauf sind, sich ihre Kinder durch die Erziehung über den Stand hinaus zu entfremden."

„Gott, gnädige Frau, es ist doch natürlich, daß man den Wunsch hat, die Kinder möchten 'was mehr lernen und 'was mehr werden, wie man selber, und wenn eins so einen Kopf zum Lernen hat, wie die Anne-Marie — —"

„Lassen Sie's gut sein, Frau Harbosky über Geschehenes soll man nicht erst Worte machen, und ich wünsche Ihnen gewiß alles Gute. Und nun lassen Sie mir die Kleider da in den Wagen tragen, auf dem Rück-

sitz ist Platz, und Sie haben Ihre Arbeit wie immer sehr nett gemacht.“

Frau Harbosky knixte und warf einen fast zärtlichen Blick auf die Kinderkleider, die für die Weihnachtsbescherung der Hofeleute von Petersberg bestimmt waren.

Ja, arbeiten that sich's gut für die Frau von Doven, denn sie wußte immer genau, was sie wollte, und knauserte dann nicht. Aber ihre eigenen, komischen Ansichten hatte sie nun 'mal.

„Ich will gleich die Elschen rufen, damit sie die Sachen heraus trägt,“ sagte Frau Harbosky. Sie hätte ihre Anne-Marie so gern Frau von Doven gezeigt, sie war ja so stolz auf ihre Älteste, aber nach Frau von Dovens kleiner Standrede traute sie sich nicht recht und rief nur in das Stubenzimmer hinein nach ihrer zweiten Tochter.

Diese kam, rosig, lächelnd und rundlich wie ihre Mutter, die weiße Schürze, die sie offenbar eben erst umgelegt hatte, zubindend.

„Haben Sie auch der Mutter beim Nähen geholfen?“ fragte Frau von Doven.

Elschen nickte. Freilich,“ sagte sie fröhlich, „ich nähe ja so was, wo man so recht sieht, was man vor sich bringt, für's Leben gern.“

„Das ist recht, und nun wollen wir auch gleich unsere Rechnung begleichen, liebe Frau Harbosky; vierzig Anzüge genäht, das macht — —“

„Ach bitte, das eilt doch nicht.“

„Nein, nein, Sie wissen schon, Ordnung muß sein.“

Während die beiden Frauen ihre Rechnung beglichen, rief Else zur Thür hinaus:

„Anne-Marie, komm, hilf mir die Sachen in den Wagen tragen.“

Frau Harbosky wandte sich mit einer lebhaften Bewegung um, diese Zumutung schien ihr zu viel für ihre Älteste; aber schon trat diese über die Schwelle, und Frau von Doven, die grade mit dem Aufzählen des Geldes fertig war, blickte nun doch überrascht das schöne Mädchen an, das in dem einfachen, aber modernen schwarzen Wollkleide so damenhaft aussah, daß Frau von Doven Mühe hatte die Anne-Marie wiederzuerkennen, die sie doch schon als Kind gekannt hatte. Freilich waren Jahre vergangen, ohne daß sie dem Mädchen, welches inzwischen das Seminar besucht hatte, begegnet war, und in dieser Zeit hatte sich die Metamorphose vollzogen.

Frau von Doven blickte sehr ernst in das etwas blasse Gesicht Anne-Maries, aus dem die dunklen Augen in eigentümlichem Glanz hervorleuchteten, während lichtblonde Löckchen sich über der weißen Stirn kräuselten.

„Ich gratuliere Ihnen, liebe Anne-Marie, zum glücklich bestandenen Examen und zur Stellung,“ sagte Frau von Doven, „möge beides Ihnen wirklich zum Glück gereichen.“

„Ich hoffe es, gnädige Frau,“ erwiederte Anne-

Marie, die leuchtenden Augen zu der Sprecherin erhebend.

„Da, faß an," rief Else, der älteren Schwester ein Packet Sachen in die Arme legend. Ein feines Rot stieg in Anne-Maries Wangen und ließ sie noch schöner erscheinen, während sie sich der Thür zuwandte, um die Sachen zum Wagen zu tragen.

In diesem Augenblick wurde diese Thür von außen geöffnet; ein junger Mann im Überzieher nach englischem Schnitt und grauem Reisehut stand auf der Schwelle.

Er riß den Hut vom Kopfe, sah Anne-Marie einen Augenblick mit unverhohlener Bewunderung an und eilte dann auf Frau von Doven zu.

„Da bin ich, Mama!"

„Mein Gott, Arved, du, und hier, und schon heute? Aber tausendmal willkommen, mein Herzensjunge!"

Sie umarmte ihn, und er erzählte, wie er einen Tag früher als erwartet Weihnachtsurlaub vom Regiment bekommen und die Mutter, bei der Nähe der Bahnstation, habe überraschen wollen. Der Weg von der Station zum Dominium führte durch die Stadt, da hatte Arved den heimischen Landauer bemerkt und war dahin gekommen, wo er seine Mutter vermutete.

„Nun, immer noch frisch und fleißig?" sagte er, Frau Harbosky die Hand schüttelnd, „und haben Sie auch immer noch so schöne Bratäpfel wie früher."

„Ach freilich," rief sie, „nein, daß der Herr Leutnant sich noch daran erinnern!"

„Aber natürlich, Schuljungen-Erinnerungen, so was behält man — und das sind Ihre Töchter — Herr Gott noch 'mal, was haben die sich verändert!"

Die beiden jungen Mädchen waren soeben wieder in das Zimmer getreten, nachdem sie die Sachen im Wagen untergebracht hatten. Else knixte ein wenig verlegen. Anne-Marie neigte grüßend den Kopf, während Arved auf beide zuging und auch ihnen die Hände schüttelte.

„Sie hätte ich aber nicht wiedererkannt — ich muß wohl jetzt sagen ‚Fräulein' Anne-Marie — Sie haben Ihre Zeit gut benutzt, das muß man sagen."

Sein Blick ließ keinen Zweifel darüber, daß er mit dieser „Benutzung der Zeit" Anne-Maries äußerliche Entwicklung, nicht etwa ihr Examen meinte.

Eine feine Falte stand zwischen ihren Brauen; sie senkte errötend den Blick.

Frau von Doven mahnte zum Aufbruch. Noch einmal glitt Arved Dovens Blick mit ein wenig allzu deutlicher Anerkennung über Anne-Maries Gestalt. Dann rollte der Landauer davon, Mutter und Sohn entführend.

„Und da kommt grade Vater nach Hause," rief Else, auf eine kleine, ziemlich kugelrunde Gestalt zeigend, die auf kurzen Beinchen einhertrottend, soeben am ver-

goldeten Nepomuk vorüberkam und den Hut noch hinter dem davonrollenden Wagen schwenkte.

Herr Harbosky war eine lange Reihe von Jahren Brennereidirektor auf einer großen Herrschaft gewesen, deren Besitzer ihm testamentarisch eine Jahresrente von tausend Mark ausgesetzt hatte. Durch Schreiberarbeiten, die er auf dem Amtsgericht des Städtchens Petersberg bekommen hatte, und durch Schneidereien, die seine Frau anfertigte, vergrößerten beide ihr Einkommen so viel sie konnten, so daß sie bei den bescheidenen Preisen im Städtchen ganz behaglich leben konnten.

Das behäbige Lächeln, das fast immer auf Frau Harboskys Gesicht lag, zeigte sich in gesteigerter Potenz auf den breiten Zügen ihres Gatten, der am Stammtisch der städtischen Bierbrauerei den Spitznamen „Das Familienglück" führte, weil er seine Sitzungen dort nie allzulange ausdehnte und dann mit der Bemerkung: „Wenn man so 'n schönes Familienglück hat wie ich, soll man nicht im Wirtshaus sitzen," aufzubrechen pflegte. Er ließ sich aber die Neckerei gern gefallen, und es war ihm wirklich von Herzen wohl, wenn er hinter den blankgeputzten Fensterscheiben seines warmen Wohnzimmers saß, die Pfeife, die er schon zurechtgemacht und gestopft vorfand, in den Mund nahm und zwischen den Blüten eines Pelargonienstockes und eines Priemelbusches, die auf dem Fensterbrett standen, hinaus sah auf die Straße und sich freute, daß andre dort kalte Füße kriegten in dem

Schnee, während er geborgen war. So saß er auch heute auf seinem Lieblingsplatz schon fünf Minuten, nachdem er am heiligen Nepomuk vorübergegangen war, und erst nachdem die Pfeife brannte, fragte er zwischen zwei Zügen:

„Na, was hat denn die ‚Gnädige‘ zu unserer Anne-Marie gesagt?“

Frau Harbosky zuckte die Achseln.

„Ach, die alte Geschichte,“ antwortete sie. „Die Vornehmen können sich's nicht denken, daß unser einer auch seinen Stolz hat und seine Kinder vorwärts bringen möchte! Gratuliert hat sie der Anne-Marie, ja, aber so, so, man sah, es kam ihr nicht von Herzen.“

„Ist doch sonst so 'ne gute und 'ne kluge Frau, die Doven,“ brummte Harbosky, „aber ihre Eigenheiten hat sie — nennt mich auch immer nur Herr Harbosky — und ich bin doch meine dreißig Jahre Brennereidirektor gewesen.“

„Na, laß gut sein, Vater, für die anderen Leute bist du der Herr Direktor, und mit denen vom Schlosse haben wir ja nicht viel zu thun.“

Ein Zischen klang in diesem Augenblick vom Ofen her. „Herrje! Die Bratäpfel, die hatt' ich vergessen; sie warten schon auf dich, Vater, nu' melden sie sich!“ rief die Frau.

Der Direktor lachte behäbig. Elschen holte einen Teller herbei und bediente den Vater, der mit wahrhaft kindlichem Behagen seinen Leckerbissen verzehrte.

Anne-Marie stand inzwischen am anderen Fenster und blickte in den Schnee hinaus. Sie dachte daran, wie sie als Kind oft an diesem selben Fenster gestanden und ungeduldig nach dem Wagen ausgeschaut hatte, der die „gnädige Frau" bringen sollte. Denn wenn Frau von Doven gekommen war, um die Kinderkleider für ihre Leutebescherung abzuholen und zu bezahlen, dann pflegte die Mutter ihre Weihnachtseinkäufe zu machen, und Anne-Marie und Elschen warteten gespannt und neugierig der Dinge, die da kommen sollten. Was waren sie für glückliche Kinder gewesen! Früher, als Frau von Dovens Tochter noch zu Hause und ein kleines Mädchen war, wurden die Schwestern Harbosky manchmal in den Feiertagen zur Schokolade eingeladen. Dann zogen sie die neuen Weihnachtskleider an und kamen sich sehr stolz und bevorzugt vor. Und Arved sprach auch ab und zu in den Ferien vor und erschien ihr stets wie ein kleiner Prinz, denn sie konnte ihn sich nicht ohne den Hintergrund von Schloß Petersberg vorstellen. Dann erfüllte der Äpfelduft das Zimmer so wie jetzt, und der Schnee lag vor den Fenstern, und der heilige Nepomuk blitzte im Strahl der Wintersonne. Das Zimmer war dasselbe geblieben mit seinen hellen Möbeln und weißen Gardinen, und die Eltern waren auch unverändert trotz der paar grauen Haare, die sich nun in ihre Scheitel mischten. Aber sie selbst war eine andere geworden!

Sie verstand, warum Frau von Doven sie so ernst

bei ihrem Glückwunsch angesehen hatte, aber sie sträubte sich gegen dieses Verständnis. Nein, Frau von Doven sollte nicht recht haben, sie wollte sich noch wohl fühlen im Elternhause, wenn sie auch in andere Lebenskreise hineingesehen hatte, und es ihr hier für die Dauer zu eng geworden wäre. Sie empfand doch dankbar die Liebe der Eltern, sie hatte sich auf diese Ferien gefreut, es war alles ganz gut, so wie es war, und sie fühlte sich glücklich. Nur eins wollte sie nicht: man sollte sie im Schloß nicht mehr wie das Kind von einstmals betrachten, das man zur Schokolade einlud und das man dann doch mehr zu den Dienstboten als zur Herrschaft gehörig rechnete. Arved hätte es sich nicht herausgenommen, eine Dame aus seinen Kreisen so keck anzusehen, wie er glaubte, sich das ihr gegenüber gestatten zu dürfen. Sie errötete in der Erinnerung an diesen Blick und an die Art, wie er sie begrüßt hatte. In seine Freundlichkeit mischte sich etwas wie Herablassung, gegen die sie sich empörte. Und trotzdem blieben ihre Gedanken an Arved haften, an dem „Prinzen" ihrer Kinderträume, und seine schlanke Gestalt mit den eleganten Bewegungen, seine dunklen, übermütig blitzenden Augen erschienen ihr wie etwas Fremdes, in dem sie doch die alten, bekannten Züge suchen und finden mußte.

Da weckte sie Elschens Stimme aus ihrer Träumerei.

„Nein, wie der Herr Arved die Anne-Marie ange-

sehen hat, das war zum Totlachen," sagte die Kleine. „Kannst du stolz sein, Anne-Marie!"

„Dazu finde ich nun grade keine Veranlassung," erwiederte Anne-Marie die Achseln zuckend.

Es ärgerte sie, daß Else den Blick, den sie fast beleidigend gefunden hatte, als Auszeichnung empfand, aber freilich, Elschen war mit ihren 17 Jahren ja fast noch ein Kind.

Frau Harbosky, die sich mit einem Strickstrumpf ihrem Mann gegenüber gesetzt hatte, während Elschen den Tisch deckte, mischte sich darein.

„Nu, er hat ja auch alle Ursache unser Herzkind anzusehen, so was begegnet ihm nicht alle Tage."

„Mach' doch das Mädel nicht eitel," sagte der Direktor; aber seine Frau verteidigte sich.

„I wo, und Hübschsein ist kein Verdienst, das wissen die Mädel von klein an. Aber die Spiegel kann man doch nicht zuhängen, und was die ihnen sagen, werden sie schon selber wissen! Was aber den Herrn Arved betrifft, so hab' ich's auch gemerkt, wie der die Anne-Marie nur so mit den Augen verschlungen hat — na, Herzkindel, eitel brauchst du deswegen nicht zu sein, aber eine Schande ist's auch nicht!"

Anne-Marie biß die Lippen zusammen.

„Er wird gewiß zum Kränzchen nach den Feiertagen kommen," sagte Elschen; „voriges Jahr hatte er keinen Urlaub, aber dies Jahr bleibt er vierzehn Tage

zu Hause -- das weiß ich von der Wirtschafterin vom Schloß."

„Verkehrst du mit der?" fuhr Anne-Marie auf.

Elschen sah sie erstaunt an.

„Na, wenn sie ihre Einkäufe macht, spricht sie doch immer bei uns vor," sagte sie, und die Mutter setzte hinzu:

„Eine sehr angenehme Frau, die jetzige Schloßwirtschafterin; am ersten Feiertag wird sie zu uns zum Kaffee kommen."

Wieder zuckte es um Anne-Maries Mund, und wieder schwieg sie.

Elschen fuhr unbefangen fort:

„Was die alles für Geschichten weiß, von allen möglichen Herrschaften, ich sage dir, es ist zum Totlachen, Anne-Marie. Und dann bringt sie uns immer neue Modenblätter mit. Ich habe jetzt ein neues Himmelblaues, das habe ich mit der Mutter nach den Blättern gearbeitet — da wirst du Augen machen, Anne-Marie! Was wirst du denn eigentlich zum Kränzchen anziehen?"

„Gehen wir denn hin, Mutter?" fragte Anne-Marie mit einem leisen Protest in der Stimme.

„Versteht sich," entgegnete Frau Harbosky, „ich kann mich doch zeigen mit meinen beiden Töchtern, und ich freue mich schon darauf, was die Leute für Augen machen werden."

„Aber ich könnte doch beim Vater bleiben, der geht gewiß nicht," begann Anne-Marie wieder.

Der Direktor lachte.

„Nee, Kindel, an so 'nem Tage, wo die ganze Stadt sich amüsiert, da wird nicht zu Hause geblieben. Man quält sich's ganze Jahr, da will man in den Feiertagen doch auch sein Vergnügen haben!"

Und dabei blickte er so seelenvergnügt um sich, daß es unmöglich war, im Zweifel darüber zu sein, wie ausgezeichnet die „Quälerei" ihm bekam.

Anne-Marie hatte ein Gefühl, als legte sich ihr eine Last auf die Brust, die sie am Atmen hindern wollte. Mein Gott, warum dachten die Eltern nur so ganz, ganz anders wie sie! Sie wollte ja glücklich sein zu Hause in diesen Ferien — sie wollte es so gern — und nun war ihr so weh um das Herz!

II.

Das Dominium Petersberg stieß hart an das Städtchen gleichen Namens, nur der Park trennte die ersten Stadthäuser von den Gebäuden des Gutshofes und breitete sich, mit einer mächtigen Lindenallee an diesem vorüberführend, bis zum Schloß aus. Dieses war ein uraltes Gebäude, dessen einer Turm noch aus der Polenzeit stammte, während die Fassade mit ihren verschnörkelten Verzierungen der Mitte des vorigen Jahrhunderts angehören mochte. Ein altes, halbpolnisches Geschlecht, dessen Bilder noch in den langen Korridoren hingen, hatte bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts ziemlich wild dort gehaust, und sein Andenken lebte in einem Legendenkreise, der sich um seinen Namen gewoben hatte, fort, auch als die letzten Angehörigen desselben längst ausgestorben waren. Dann war der Besitz durch verschiedene Hände gegangen, bis ihn in den

sechziger Jahren ein reicher Rheinländer, Herr von Doven, gekauft hatte.

Nach seinem Tode bewirtschaftete seine Frau das Gut, und sie bewirtschaftete es in einer Weise, die jedem Manne zur Ehre gereicht hätte. Ihre Tochter hatte sich jung verheiratet, ihr Sohn stand bei einem vornehmen Kavallerieregiment.

„Es taugt nicht, wenn ein Mann zu jung aufs Land kommt,“ pflegte Frau von Doven zu sagen, „und wenn Arved sich einmal verheiratet, ist's für ihn noch reichlich Zeit, Petersberg zu übernehmen. Vorläufig soll er sich noch in der Welt umsehen.“

Damit das geschähe, sorgte sie dafür, daß er jedes Jahr eine größere Reise machte. Sie sorgte überhaupt für alles und dachte an alles — nur nicht daran, daß Arved mit dem Gedanken aufwuchs: er habe es nicht nötig irgend etwas ernstlich zu thun und zu leisten. Das Lernen wurde ihm leicht, die Examinas machten ihm keinerlei Schwierigkeiten, beim Regiment verzog man den liebenswürdigen und reichen Kameraden, so viel sich das irgend mit dem Dienst vertrug, und diesen selbst betrachtete Arved von einem eigenen Standpunkt. Er sagte sich: „Nötig hab' ich's nicht; so lange es mich freut, mach' ich's mit; wird mir's langweilig, so quittiere ich — Carrière will ich ja nicht machen.“ Was er, wenn ein solcher Fall einträte, mit sich und seiner Zeit anfangen wolle, darüber hatte er nie ernstlich nachgedacht. Eine

vage Vorstellung von „Reisen um die Welt“ oder „Heiraten“ schwebte ihm da wohl vor. Vorläufig war er erst 23 Jahre alt, fand den Dienst und die Gesellschaft seiner Kameraden und gute Pferde noch recht erträglich, und nichts lag ihm ferner wie ernste Gedanken irgend welcher Art, als er zum Weihnachtsurlaub in Petersberg eintraf.

Er war daher sehr erstaunt, als seine Mutter ihm gleich unterwegs, während sie von der Stadt zum Schloß fuhren, sagte, sie wolle diesen seinen vierzehntägigen Urlaub dazu benutzen, ihn einmal etwas gründlicher als bisher in ihre Wirtschaftsrechnungen einzuführen.

„Ich habe in letzter Zeit manchmal Schwindelanfälle gehabt,“ sagte sie, „da ist es mir schwer aufs Herz gefallen, daß ich doch plötzlich einmal sterben könnte und du dann so gar wenig von der Wirtschaft wüßtest und verständest.“

Sie wollte noch mehr sagen, aber er umschlang sie lebhaft und sagte, sie herzlich küssend:

„Mein liebes, einziges Mamachen, was hast du denn da für häßliche Grillen gefangen! Du siehst so frisch und famos aus, du thust's mal nicht unter hundert Jahren — wetten?“

Sie klopfte seine Wange.

„Du bist halt immer noch mein dummes Kind,“ sagte sie lächelnd, „aber grade deshalb ist's Zeit, daß du ernsthaft wirst! Du siehst ja, ich nehme die Sache mit

den Schwindelanfällen auch nicht so tragisch, daß ich mir darum die Laune verderben ließe, aber man soll sich nicht scheuen, die Dinge bei'm Namen zu nennen, und ich meine, du mußt nun aufhören hier bloß mein geliebter Junge zu sein. Du mußt anfangen, dich mehr als Herr zu fühlen."

„Aber das thue ich ja, Mamachen, wirklich, ich liebe unser Petersberg, aber nur, weißt du, die Rechnungen und dieser ganze Kram, das machst du so viel besser, als ich das jemals machen werde."

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, das sollst du eben nicht denken!"

Er führte ihre Hand an die Lippen.

„Nicht böse sein, Mamachen, und wenn's durchaus sein muß, will ich ja auch mit dir die alten Bücher durchsehen, aber wir haben volle vierzehn Tage vor uns, denke doch nur, was für 'ne lange Zeit! Da wollen wir uns doch nicht gleich die erste Stunde mit diesen Sachen verderben. Sag' mir lieber, wann Elly kommt und ob sie das Baby mitbringt?"

Er hatte mit Erwähnung der Schwester und ihres „Babys" das rechte Schlagwort getroffen, um Frau von Dovens Ideengang zu verändern. Mit einem glücklichen Großmutter-Lächeln sagte sie:

„Halburgs kommen morgen — natürlich mit dem Kinde."

„Das ist ja schön — weißt du, Mama, die Elly ist

eigentlich doch eine unvernünftig junge Mutter — sie ist doch kaum ein halbes Jahr älter wie die Anne-Marie Harbosky."

„Ja, sie wird nächsten Monat zwanzig — die Anne-Marie war immer schwächlicher als Elly."

„Na, schwächlich sieht sie auch nicht grade aus, aber bildhübsch ist das Mädel geworden und sieht so — so — wie soll ich sagen? beinahe distinguiert sieht sie aus, wahrhaftig, gar nicht als ob sie die Tochter von den Harboskys wäre."

„Elend sieht sie aus, hat zu wenig Bewegung gehabt und zu viel gesessen," entschied Frau von Doven kurz. Da hielt der Wagen vor dem Schloß.

III.

Das Weihnachtsfest war vorüber. Der Saal der Brauerei im Städtchen war mit Tannengrün ausgeschlagen und mit bunten Papierfahnen dekoriert worden. Zwischen zwei roten Stoffdraperien, welche die Frau Bürgermeisterin gestiftet hatte, hing ein Öldruckbild Kaiser Wilhelms, das am Tage sehr gelb aussah, abends aber noch seine Schuldigkeit that. Der Saal war fertig zum „Kränzchen". Der „Joseph", der eigentlich Hausknecht in dem zur Brauerei gehörigen Gasthaus war und der aus früheren Tagen noch eine alte Livree besaß, fungierte bei so besonderen Gelegenheiten als Silberdiener und war grade damit beschäftigt, die letzte Lampe am Kronleuchter anzuzünden, als die ersten Gäste kamen. Es war die Frau Apothekerin mit ihren drei Töchtern — das waren immer die ersten und die letzten am Platze, wenn es ein Vergnügen galt. Der Herr Provisor, welcher der ältesten Tochter die Kur machte, erschien gleich darauf.

„Nu sehen Sie mal die Draperien an," sagte die Frau Apothekerin, nachdem sie dem jungen Herrn, mit dem sie am Morgen gemeinschaftlich Latwergen eingewickelt hatte, ein so steifes Kompliment gemacht, als kenne sie ihn kaum, denn sie wußte, was sich für die Mutter von heiratsfähigen Töchtern geziemte.

„Nu sehen Sie mal, das sind ja doch die Reste von den roten Gardinen, die sie bei Bürgermeisters ausrangiert haben. Na, müssen die aber fadenscheinig sein, denn wenn sie noch zusammenhielten, hätten sie sie gewiß zu was anderem gebraucht. Nee — ich sage, wenn man für's öffentliche Wohl was thun will, dann auch ordentlich und nicht mit abgelegten Gardinen!"

„Ganz Ihrer Ansicht," beeilte sich der Provisor zu erwidern, während er einen zärtlichen Seitenblick auf Fräulein Pauline, die älteste Apothekerstochter, riskierte.

Da trat ein anderer, auffallend elegant gekleideter junger Herr in den Saal. Die Frau Apothekerin machte eine Rechtsschwenkung nach ihm hin.

„Ach, der Herr Weizmann," rief sie erfreut, „na, das ist aber schön, daß Sie hierher kommen."

„Aber das ist doch selbstverständlich," sagte der junge Elegant mit geziertem Lächeln und ließ sein Monokel, denn auch das fehlte ihm nicht, graziös herabschnellen und steckte es in die Westentasche. Er sah viel besser ohne dasselbe, und da erst so wenige Menschen im Saal waren, lohnte sich die Quälerei mit dem Glase nicht.

Herr Weizmann war der einzige Sohn des größten Kaufmanns von Petersberg und hatte sich „zur Ausbildung" längere Zeit als Kommis in der Residenz aufgehalten, von wo er erst kürzlich zurückgekehrt war.

„Wenn man so verwöhnt ist wie Sie," begann die Apothekerin wieder.

„Ach bitte, gnädige Frau" — es durchzuckte sie wie ein elektrischer Schlag, daß er sie so nannte; man merkte doch gleich, die Leute bekamen eine ganz andere Bildung in der Residenz.

„Ich hoffe doch aber, es wird heute ganz nett werden," fuhr sie, unendliches Wohlwollen in Blick und Stimme legend, fort. „Die Frau Harbosky sagte mir sogar, daß wahrscheinlich der junge Herr vom Schloß herkommen würde."

Ein Schatten flog über Herrn Weizmanns Gesicht, die Aussicht, einen solchen Konkurrenten um die Palme der Eleganz zu bekommen, hatte offenbar wenig Verlockendes für ihn.

„Die Hauptsache bei einem Ball sind doch immer die Damen," flötete er gefühlvoll.

Inzwischen hatte der Saal sich gefüllt. Die Harboskys kommen heran. Die Frau Apothekerin ging, mit einem schnellen Blick über das neu zurechtgemachte „Braune", das Frau Harbosky trug, zu einer genaueren Prüfung der beiden Töchter über.

„Aber Anne-Mariechen, so ganz weiß, ohne einen

bunten Faden — Gott, wie 'ne Tote. Nee, das hätt' ich nicht gelitten, Frau Harbosky!"

Diese zuckte die Achseln.

„'S war nichts zu machen mit ihr," sagte sie, „ich hatte ihr so 'ne schöne himmelblaue Schärpe zu Weihnachten geschenkt, aber sie wollte nicht, sie wäre am liebsten gar nicht mitgegangen."

„I, das wär' was Neues, ein junges Mädchen, was nicht zum Tanz gehen will — Anne-Mariechen, Anne-Mariechen, Sie werden doch nicht hochmütig geworden sein? Das hätt' Ihre Mutter nicht um Sie verdient!"

Anne-Marie war glühend rot geworden. Elschen hing an ihrem Arm.

„Mach' dir nichts daraus," flüsterte sie ihr zu, „die Schönste bist du doch!"

Die Aufmerksamkeit der Apothekerin war inzwischen durch neue Erscheinungen in Anspruch genommen werden.

„Nein, sehen Sie doch, die Baumerts mit ihrem Karl," zischelte sie, „daß sie sich den haben bis aus München zu den Feiertagen kommen lassen, das muß ein Geld gekostet haben! Aber freilich, der alte Baumert hat's ja!"

„Daß er aber bloß einen Tischler aus dem Karl machen will, das verstehe ich nicht!" meinte Frau Harbosky.

Gleich darauf begrüßte sie der „alte Baumert", der Besitzer der Bau- und Möbeltischlerei, die unstreitig die bedeutendste Industrieunternehmung des Städtchens repräsentierte.

„Donnerwetter, was ist Ihre Anne-Marie aber für 'n Bild von einem Mädel geworden," sagte er, „nur wissen Sie, zu sehr ‚Bild', wie 'ne Jungfrau Maria oder wie 'n Engel in der Kirche — wunderschön zum Ansehen, aber nur nicht anfassen!"

Frau Harbosky lachte.

„Sie haben aber eine komische Art, einem Komplimente zu sagen, Herr Baumert!"

„So was sage ich überhaupt nicht, aber was ich denke, das sage ich, und Ihre Elschen, sehen Sie, die ist wie 'n Apfel, man möchte 'reinbeißen."

„Ach, gehn Sie doch!" wehrte sich Frau Harbosky; dann meinte sie sich mit einigen Komplimenten über den jungen Baumert revanchieren zu müssen, konnte es aber doch nicht unterdrücken, ein Bedauern darüber, daß der Sohn so reicher Eltern nicht studiere, laut werden zu lassen.

„Studieren thut er ja und soll er ja," sagte der alte Baumert mit den Augen zwinkernd, „aber die Tischlerei aus dem ff — 'n feines Studium, Frau Harbosky."

„Aber sehen Sie 'mal, Herr Baumert, so 'n wirklicher Studierter, der dann Herr Doktor oder gar Herr Professor werden kann, das giebt doch ein ganz anderes Ansehen vor den Leuten."

„Ich will Ihnen 'mal 'was erzählen, Frau Harbosky," sagte der Alte, sich neben sie setzend. „Wie die Dovens hierher auf's Dominium kamen, da hatte ich die

Tischlerarbeiten im Schloß, und da gab die gnädige Frau immer alles selber an und kam auch zu mir in die Werkstatt. Und da hat sie den Karl gesehen, der damals noch ein kleiner Junge war, und wir haben so hin und her gesprochen, was der 'mal werden sollte, denn er ist doch grade so alt wie der junge Herr von Doven. Und da hat sie mir einmal ein Register mitgebracht, da stand geschrieben, wie lange einer, nachdem er studiert und das sogenannte Staatsexamen gemacht hat, noch warten muß, bis er auch nur ein Handgeld verdient. Ich sage Ihnen, Frau Harbosky, wenn das auf unseren Gymnasien aufgeschrieben stünde, so über der Thür, wo es jeder lesen könnte — die Hälfte der Väter nähme ihre Jungens da weg von den Schulbänken und ließe sie was lernen, wobei sie früher ins Brot kämen."

„Na ja, die Doven — die hat Ansichten!"

„Recht hat sie, Frau Harbosky, denn seit ich drauf aufpasse, höre ich es von allen Seiten: in den studierten Fächern überall Überfüllung — und an tüchtigen Handwerkern, die nicht bloß Handlanger, sondern ordentliche Kerle sind, überall Mangel! Da hab' ich meinen Karl Tischler werden lassen!"

Der Karl schien indessen Anne-Marie gegenüber keine Angst vor dem „Anfassen" zu haben, denn grade tanzten die beiden an dem Alten vorüber, und Herr Weizmann, der eben schön im Zuge gewesen war, Anne-Marie den Hof zu machen, sah wütend und mißvergnügt um

sich, als Karl Baumert ihm seine Dame so vor der Nase wegholte. Nun wandte er sich ärgerlich an Elschen, die den beiden nachblickte.

„Der junge Baumert ist doch noch ziemlich ungeleckt, eigentlich eine biedere Kühnheit von ihm, Ihre Schwester sogleich weg zu engagieren,“ sagte er.

Elschen sah ihn mit ihren blauen Augen treuherzig an.

„Wir sind doch Nachbarskinder,“ erwiderte sie entschuldigend.

„Pah, Nachbarskinder, das sind wir alle in so 'ner kleinen Stadt. Aber ein Mensch wie der, der noch gar nichts kann und noch gar nichts ist —“

„O, er kann wunderschöne Zeichnungen machen, seine Mutter hat sie mir neulich gezeigt — ein ganzes Buch davon hat er seinen Eltern geschickt.“

„Ja, Tische und Schränke und so 'nen Kram, das ist 'was Rechtes! Und sehen Sie doch, was für einen altmodischen Walzer er tanzt.“

„Ach, Schleifwalzer, das ist auch am schönsten.“

„Da will ich Ihnen doch 'mal das Gegenteil beweisen!“

Und er umschlang sie zu einem forschen Galopp und ließ sie erst stehen, als sie ganz außer Atem war, um sich dann sofort auf die inzwischen frei gewordene Anne-Marie zu stürzen.

Der Abend war schon ziemlich weit vorgeschritten, als Frau Harbosky der Apothekerin zuflüsterte:

„Da ist er!“

„Wer denn?“

„Der Herr Arved vom Schloß, und sehen Sie nur, da engagiert er auch schon die Anne-Marie!“

„Nehmen Sie sich nur in acht, daß er ihr nicht 'was in den Kopf setzt,“ gab die Angeredete zurück.

„Ach, wo denken Sie hin,“ erwiderte Frau Harbosky mit sittlicher Entrüstung, „dazu ist meine Anne-Marie viel zu gebildet!“

Das Paar flog an den beiden Müttern vorüber. Sie tanzten beide gut, und aller Augen folgten ihnen unwillkürlich.

„Der junge Weizmann ist wohl ein ‚gräsiger‘ Kerl?“ fragte Arved leise.

Anne-Marie lächelte. Sie hatte es allerdings wie eine Erlösung empfunden, als plötzlich Arved zwischen sie und den „Elegant“ von Petersberg trat, der sie mit seinen zudringlichen Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien in gelinde Verzweiflung gebracht hatte.

„Er ist vielleicht nicht so schlimm,“ sagte sie dennoch, „nur — ich bin dergleichen so gar nicht gewöhnt.“

Sie hatten aufgehört zu tanzen, und er stand jetzt neben ihr.

„Dergleichen Courmachereien?“ fragte er mit lachenden Augen.

Sie senkte den Kopf.

Das war wieder der Ton und der Blick, den sie an Arved nicht mochte.

„Ich glaube, daß man mit dem Wort etwas bezeichnet, das wohl immer mehr kompromittierend als erfreulich für ein junges Mädchen ist,“ sagte sie mit entschlossenem Ausdruck, den Blick zu ihm erhebend.

Ein verwundertes Staunen glitt über seine Züge. Und plötzlich abspringend, scheinbar unvermittelt und doch unmittelbar seinen Gedankengang wiedergebend, fragte er:

„Bei wem waren Sie eigentlich in Breslau, während Sie sich auf das Examen vorbereiteten?“

„Gott sei Dank, nun hat er gemerkt, daß ich nicht mehr das kleine Mädchen bin, mit dem er nach Belieben scherzen kann!“ dachte Anne-Marie und beantwortete seine Frage.

„Ich war erst in Pension dort,“ sagte sie.

„Ach ja, das hörte ich, aber wie kamen Sie denn auf die Idee, nachher das Examen zu machen?“

Ein ihr sonst fremder Zug von Verlegenheit glitt über ihr Gesicht. Er sah sie an, und plötzlich wußte er ihre Antwort, ohne daß sie sie ausgesprochen hätte. Nach der vornehmen Pension hatte sie sich nicht mehr wohl im Elternhause gefühlt und hatte den Erzieherinnenberuf als Ausweg ergriffen.

„Ich kann mir's denken,“ sagte er, „Sie passen eben nicht in unser Nest von Stadt.“

Sie antwortete nicht darauf, aber sie sah ihn dankbar an. Es that ihr wohl, daß er sie verstand.

„Das letzte Jahr verbrachte ich im Hause eines Oberlehrers Scheibe, an dessen Frau ich mich besonders angeschlossen hatte,“ sagte sie dann.

„So! Und das waren nette Leute?“

„Ja! Sie nehmen sonst keine Pensionäre auf, aber die Musik hatte mich und die Frau zusammengeführt, und sie boten mir an, zu ihnen zu ziehen, da sie kinderlos sind und übrigen Platz haben.“

„Eine kinderlose Lehrerfamilie, das ist ja eine Seltenheit! Lehrersfrauen sind gewöhnlich dick, haben viele Kinder und tragen schmutzige Schürzen,“ sagte Arved, der Anne-Maries Erscheinung und Benehmen nicht mit seinen Vorstellungen von Lehrersfamilien zusammenbringen konnte.

Anne-Marie lachte. „O, wenn Sie Frau Hedwig sähen! Sie ist so ganz und gar Dame, obgleich sie eine vorzügliche Hausfrau dabei ist. Sie war viele Jahre Erzieherin in der Familie eines Grafen Sternach und steht noch in Korrespondenz mit ihren Zöglingen.“

„Sternach? Warten Sie 'mal — Graf Sternach — und Hedwig — Fräulein Hedwig — Erzieherin — aber natürlich, nun habe ich die Sache zusammen. Als ich noch in Liegnitz auf der Ritterakademie war, verkehrte ich bei dem Obersten Grafen Sternach — und da war ein Fräulein Hedwig, so 'ne große, schlanke Brünette, spielte wunderbar den Flügel.“

„Ja, das ist sie!“

„Nun sehen Sie, wie klein und rund die Welt ist, immer wieder begegnet man einander — also bei der waren Sie! Das interessiert mich, davon müssen Sie mir mehr erzählen.“

Er wäre sehr ungläubig gewesen, wenn man ihm eine Stunde vorher gesagt hätte, daß er sich für die frühere Erzieherin der Sternachs interessieren würde, aber Anne-Marie hatte eine so hübsche Art zu erzählen, daß er mit Vergnügen zuhörte, ohne sich auch nur klar zu machen, daß nicht der Stoff, sondern die Erzählerin ihm dabei so gut gefiel.

Es war heut langweilig am Familientisch von Schloß Petersberg gewesen. Arveds Schwager war abgereist, da sein Urlaub zu Ende war, Baby hatte Zahnfieber, und Frau von Doven und ihre Tochter hatten sich in homöopathische Nachschlagebücher vertieft und endlos über die zweckmäßigste Behandlung des Kleinen debattiert. Da hatte Arved erklärt, daß er das Kränzchen besuchen wolle. Es machte ihm Spaß zu sehen, wie „Jung-Petersberg sich ausgewachsen habe,“ sagte er, und er käme sich bei solchen Gelegenheiten immer ein bißchen wie der Prinz aus dem Märchen vor.

Frau von Doven hatte lächelnd die Achseln gezuckt. Blasiert war er noch nicht, ihr großer dreiundzwanzigjähriger Junge!

Nein, blasiert war er nicht! Wenn er auch mit

etwas überlegenem Lächeln in den Saal getreten war, jetzt unterhielt er sich wirklich gut, so gut, daß die Apothekerin und die Bürgermeisterin, die sich sonst nicht sehr liebten, einträchtig die Köpfe zusammensteckten und begannen, über das unpassende Benehmen der Anne-Marie Harbosky, die sich von dem jungen vornehmen Herrn sogleich die Cour machen lasse, zu Gericht zu sitzen.

Anne-Marie hatte inzwischen alle ihre Skrupel vergessen, denn Arved hatte ihr gegenüber den anfänglichen leichten, vertraulichen Ton aufgegeben, und sie gab sich dem Reiz, den sein frisches, elegantes Wesen auf sie ausübte, um so lieber hin, als sie eine Genugthuung darin empfand, daß er nun wie mit seinesgleichen mit ihr sprach.

Die Harboskys strahlten, die anderen zischelten, Anne-Marie bemerkte weder das eine noch das andere, sie wußte nur, das sie sich heut zum erstenmal in dieser Ferienzeit wirklich wohl und glücklich fühlte, und als Arved ihr gegen das Ende des Festes hin den Vorschlag machte, doch mit ihrer Schwester den Parkteich zum Schlittschuhlaufen zu benutzen, ging sie mit Freuden auf den Vorschlag ein.

„Morgen werde ich den Teich frisch begießen lassen, und übermorgen um 11 Uhr erwarte ich Sie beide dort zum Schlittschuhlaufen,“ sagte Arved. Dann verabschiedete er sich, kurz ehe die anderen auseinandergingen, und Anne-Marie war es, als sei der Saal plötzlich dunkel und öde geworden.

Wie in einem unklaren Nebel wallten die Gestalten an ihr vorüber, nur Herr Weizmann zeichnete sich mit unangenehmer Deutlichkeit von den anderen ab, und die galanten Redensarten, mit denen er sich von ihr verabschiedete, erschienen ihr unendlich albern und gewöhnlich.

Sie war froh, als sie mit den Ihrigen draußen war, und durch das rieselnde Schneegestöber, das ihr entgegenschlug und das die kleinstädtische Welt um sie her in einen dichten Schleier hüllte, ihrem Hause zuschreiten konnte.

Es schneite so stark, daß man genötigt war, die Tücher über dem Gesicht fest zusammenzuziehen und an eine Unterhaltung nicht zu denken war.

Anne-Marie empfand das wohlthätig, und sie hätte sich am liebsten ohne weitere Worte zurückgezogen; aber kaum waren sie im Hause, so fingen die Eltern an, den Abend durchzusprechen, und auch Elschen schien nur mit Mühe bisher geschwiegen zu haben.

„Nein, wie sie dich alle beobachtet haben, Anne-Marie," plauderte sie, „es war zum Totlachen. Und vor Neid sind sie beinahe geplatzt, als der Arved von Doven so lange mit dir gesprochen und so oft mit dir getanzt hat! Und, Anne-Marie, mit den andern hat er immer nur einmal herum getanzt, mit mir auch, aber mit dir nie unter dreimal! Ich hab's gezählt und der Karl Baumert auch."

„Was geht das den Karl Baumert an?" sagte Anne-Marie ungeduldig.

„Ach du, thu' nicht so, du weißt's ganz gut, der Karl Baumert hat immer eine Schwärmerei für dich gehabt!" rief Elschen.

Der Direktor lachte, als habe Elschen einen besonderen Witz gemacht. Frau Harbosky aber legte sich ins Mittel.

„Ach, das sind ja Kindereien, Elschen, und wenn der Karl Baumert sich einbildet, es könnte etwa 'mal was werden aus der alten Kinderfreundschaft, das soll er sich nur vergehen lassen. Trotz allem Gelde, was der Alte hat, wird er doch 'mal bloß ein Handwerker sein, für Anne-Marie aber paßt nur ein Studierter, oder überhaupt —" sie verstummte. Ihr mütterlicher Ehrgeiz ging sehr weit an diesem Abend. Ihre Anne-Marie war für keinen Mann zu schlecht. Sie hatten nicht umsonst all' die Opfer für ihre Bildung gebracht, sie war nun auch würdig, einmal eine ganz andere Stellung einzunehmen, als der Kreis, in dem ihre Eltern verkehrten, sie aufwies.

Endlich ging man zur Ruhe. Aber Elschen, die Anne-Maries Zimmer teilte, konnte noch lange keinen Schlaf finden, sondern wußte immer noch etwas zu erzählen von ihrem „ersten Ball".

„Es ist doch zu hübsch erwachsen und so bei allem dabei sein zu können," sagte sie. „Aber weißt du, Anne-

Marie, mit dem Karl, da hat die Mutter nicht recht! Der Karl ist sehr gebildet, und was der alles in München gesehen hat, und wie schön er davon erzählen kann — und überhaupt, wie gut und klug er ist." —

„Woher weißt du denn das, Elschen?"

„Ach, das fühlt man doch! Und du wirst es auch schon merken, wenn du ihn reden hörst. Morgen kommt er zu uns — ach, nein, es ist ja schon heut! Da schlägt es vier Uhr — nun müssen wir wohl schlafen — ach, ich bin eigentlich noch gar nicht so sehr müde — und du wirst sehen, wenn der Karl Baumert kommt — du wirst sehen, daß ich recht habe."

Ihre Stimme wurde immer leiser, ihre Worte klangen schon wie halb aus dem Schlaf heraus. „Der Karl Baumert" — das war das letzte deutlich ausgesprochene, dann war Elschen eingeschlafen, während Anne-Marie noch lange mit weit geöffneten heißen Augen vor sich in die Dunkelheit hineinstarrte, und jedes Wort, das Arved Doven zu ihr gesprochen hatte, in ihr nachklang.

IV.

„Nun, wie hat er dir gefallen?“ fragte Elschen am anderen Tage, als Karl Baumert das Zimmer verließ, in dem er eine Stunde lang zwischen Vater und Mutter Harbosky gesessen hatte, während die beiden Töchter am Fenster mit Handarbeit beschäftigt waren und sich mehr zuhörend als redend verhielten. Herr Harbosky, der heute, als am Sonntag, zu Hause war, gab die Antwort statt der Gefragten.

„Ein recht ordentlicher Mensch ist er geworden,“ sagte er, „sieht recht reputierlich aus und ist dabei bescheiden.“

„Mich wundert nur, zu was er die ‚Kunstschule‘ und die ‚Handelsschule‘ braucht,“ meinte seine Frau.

„Ja, heutzutage gehört zu einem ordentlichen Tischler nicht bloß die Hobelbank,“ warf Elschen ein.

Der Direktor Harbosky lachte laut auf.

„Na, da hör' mir einer den Kiek in die Welt an, was weißt denn du von ‚heutzutage'."

Elschen zog schmollend die Oberlippe in die Höhe.

„Wenn der alte Baumert aber so viel Studiengelder an seinen Sohn wenden wollte, hätte er ihn doch lieber auf die Universität schicken sollen," sagte Frau Harbosky, „das giebt einem doch gleich ein ganz anderes Ansehen."

Sie verbreitete sich des weiteren über das Thema, während Elschen näher an Anne-Marie heranrückte und flüsterte:

„Sag' mir doch, wie er dir gefallen hat."

Anne-Marie sah sie erstaunt an.

„Gott, Elschen, was willst du eigentlich damit? Ich habe wirklich gar nicht darüber nachgedacht."

„Aber, Anne-Marie, bei allem was er gesagt hat, hat er doch immer nur zu dir herübergesehen; der ganze Besuch galt doch dir!"

Anne-Marie faltete die Stirn.

„Sprich doch nicht solchen Unsinn, Else! Ich habe kaum auf sein Geschwätz hingehört, es interessierte mich gar nicht. Als er uns — recht überflüssigerweise übrigens, beim Abschied die Hand gab, habe ich nur gesehen, daß seine Hände recht ungepflegt und seine Nägel in einem abscheulichen Zustande sind!"

„Seine Nägel! Mein Gott, wie bist du nur darauf gekommen, dir seine Nägel anzusehen!"

„Ich habe sie mir gar nicht besonders angesehen,"

verteidigte sich Anne-Marie, „aber sie fielen mir auf — ich kann's nicht ändern, ich bin nun einmal empfindlich in dem Punkt.“

Elschen warf verstohlen einen vergleichenden Blick auf ihre und Anne-Maries Hände und seufzte leise.

Anne-Marie verließ den Fensterplatz, um aus dem Nebenzimmer etwas zu holen. Elschen sah nachdenklich in den Schnee hinaus, auf dem man noch die Fußspuren Karl Baumerts, der quer über den Marktplatz gegangen war, erkennen konnte.

„Armer Karl,“ dachte sie. „Aber ich will ihm doch 'mal sagen, daß Anne-Marie so großen Wert auf die Nägel legt — am Sonntag macht er ja keine Tischlerarbeit, da kann er sie immerhin etwas pflegen.“

Schellengeläut unterbrach ihren Gedankengang.

„Anne-Marie!“ rief sie unwillkürlich.

Aber als Anne-Marie eintrat, war der Schlitten mit Arved Doven schon vorüber und hatte Karl Baumerts Fußspuren im Schnee verwischt.

„Er hat gegrüßt!“ berichtete Elschen eifrig, „er hat sich nach unseren Fenstern umgesehen!“

Der Schlitten flog inzwischen dem Schlosse zu, und eine halbe Stunde später trat Arved in das Zimmer seiner Mutter.

„Die neuen Pferde gehen ausgezeichnet,“ sagte er, „morgen nachmittag fahre ich dich und Elly spazieren.“

Sie nickte ihm zu: „Schön, mein Junge!“

„Und, Mama, ehe ich's vergesse, ich habe mir die Harbosky-Mädel morgen früh zum Schlittschuhlaufen auf den Parkteich eingeladen. Du läufst doch auch mit, Elly?" wandte er sich an seine Schwester.

„Ich habe gar keine Schlittschuhe mit," erwiderte Elly.

„O, die besorge ich dir morgen früh im Städtchen. Aber du siehst ja so ernst aus, Mamachen, du hast doch nichts dagegen?"

„Nun, ganz aufrichtig gesagt, mein Junge, sehr lieb ist mir's nicht. Die alte Harbosky ist ohnehin ganz thöricht in ihrem Stolz auf die Anne-Marie."

„Aber, liebes Mamachen, wir wollen doch nicht die alte Harbosky erziehen! Und die armen Mädel haben so wenig in ihrem Nest von Stadt, und passen auch eigentlich wirklich nicht zu den anderen dort."

„Elschen ist noch ein halbes Kind, du kannst also nur Anne-Marie meinen, und wenn die nicht mehr in ihr Elternhaus und in den Kreis, auf den sie angewiesen ist, paßt, so ist's ein Unglück für das Mädchen, und wer es gut mit ihr meint, wird alles vermeiden, was sie den Ihrigen noch mehr entfremden könnte."

„Mein Gott, wenn ich geahnt hätte, daß du die Sache so ernst nimmst, so hätte ich die dumme Schlittschuhpartie nicht vorgeschlagen — aber die Mädel thaten mir wirklich leid und da hab' ich's so hingesagt."

Er küßte seiner Mutter die Hand, und diese fuhr ihm über das kurz gehaltene braune Haar.

„Laß gut sein, mein alter Kindskopf, wortbrüchig sollst du nicht werden. Also lauft nur mit den Harboskys Schlittschuh, aber ladet sie mir nicht noch nachher ein. Das war gut, wie ihr alle noch Kinder waret — obgleich ich niemals viel davon gehalten habe und es auch immer vom guten Papa ausging, wenn die Mädchen eingeladen wurden — aber jetzt mag ich's gar nicht mehr."

„Ich will auch nicht zum Schlittschuhlaufen kommen, Arved," entschied Elly, „Baby ist noch leidend und, aufrichtig gesagt, mir ist's immer peinlich, mit solcher Art von Mädchen zusammenzukommen. Früher hat man sich geduzt und nun will man nicht hochmütig erscheinen, und jede Vertraulichkeit ist doch schließlich von vornherein ausgeschlossen."

„Wenn ich das alles vorher gewußt hätte!" brummte Arved. „Aber nun freuen sich die Mädel doch schon darauf, und da mag ich ihnen die Freude nicht durch eine Absage verderben."

„Sollst du auch nicht, nur sei vorsichtig, mein Junge, und vergiß nicht, daß du's nicht mit Damen aus deinen Kreisen zu thun hast, und daß zu viel Aufmerksamkeit gegen die Harbosky einfach ein Unrecht wäre, das du gegen sie begehen würdest. Und nun genug davon, es ist nicht wert, so viel darüber zu reden."

Damit erhob sich Frau von Doven.

„Du kannst jetzt mit mir in die Kanzlei gehen,

die Milchpächter kommen heut, um ihre Kontrakte zu erneuern."

„Heut, am Sonntag?"

„Ja, da haben sie grade am besten Zeit."

Die fröhliche Stimmung, in der Arved von seiner Spazierfahrt zurückgekehrt war, war verflogen, und er konnte sie auch nicht wiederfinden, als er am nächsten Tage zur verabredeten Stunde dem Parkteich zuschritt.

Die Wintersonne schien hell, die bereiften Parkbäume zeichneten sich silberglänzend, wie riesige weiße Korallen gegen den lichtblauen Himmel ab, und spiegelglatt lag die Eisfläche des Teiches zu Arveds Füßen.

„Wirklich dumm, daß ich mir die Mädel bestellt habe," brummte er, „ich hätte mit Elly laufen sollen, das wäre gescheidter gewesen!"

Da leuchteten zwischen dem winterlichen Weiß am gegenüberliegenden Teichrande zwei rote Kleider auf, und unter den weißen Mövenkäppchen, welche die blonden Mädchenköpfe da drüben bedeckten, blickten zwei junge, von der Winterluft gerötete Gesichter lächelnd zu Arved herüber. Er war grade mit dem Anschnallen seiner Schlittschuhe fertig, als er sie da drüben stehen sah, und nun lächelte er doch und glitt hinüber, den Schwestern entgegen. Sie sahen beide so hübsch aus, daß sein Bedauern, sie eingeladen zu haben, schnell verflog.

„Darf ich Ihnen helfen, die Schlittschuhe anzu-

schnallen?" fragte er, alle mütterlichen Ermahnungen vergessend.

„Das haben wir schon besorgt, dort hinter der alten Weide," erwiderte Elschen. „Sie sahen nach der andern Richtung hin, da bemerkten Sie uns nicht."

Er reichte ihnen die Hände entgegen, und dahin flogen alle drei über die glitzernde Fläche. Arved fragte, wie den Schwestern das neuliche Fest bekommen sei.

Anne-Marie antwortete einsilbig, ihr war so sonderbar beklommen zu Mute. Die ganze Nacht hatte sie von diesem Eislauf halbwach geträumt, immer hatte sie Arveds Stimme gehört, hatte seine Hand in der ihren gefühlt, und sie hatten sich so viel, so viel zu sagen gewußt. Und nun glitt sie wirklich Hand in Hand mit ihm dahin, vorüber an der leuchtenden Winterherrlichkeit des Parkes, als liefen sie mitten hinein in einen märchenhaften Zauberwald — und nun schien die Wirklichkeit Anne-Marie wie ein Traum, und die Worte fehlten ihr. Elschen plauderte inzwischen unbefangen über die Herrlichkeit des Kränzchens, das all' ihre Erwartungen von einem ersten Ball noch übertroffen habe.

Arved lächelte. Ihr Entzücken über all' das, was er doch im Grunde nur von oben herab beurteilte, kam ihm komisch vor. „Mama hat doch recht gehabt, diese Mädchen gehören wirklich einer anderen Welt an," sagte er sich.

Anne-Marie fühlte instinktiv, daß in Elses Entzücken

etwas lag, das ihm mißfiel, und das brach den Bann, unter dem sie schweigend neben Arved dahinglitt.

„Die Gesellschaft unseres guten Städtchens läßt ja sehr viel zu wünschen übrig, Else kennt nur nichts anderes,“ sagte sie. Ähnliches hatte sie während des Tanzes zu Arved gesagt, und er war sehr einverstanden damit gewesen. Heut, wo er nicht mehr unter dem Eindruck des Staunens über diese schöne Mädchenblume inmitten der kleinstädtischen Misere stand, hörte er in ihren Worten nur aufs neue eine Bestätigung des Urteils seiner Mutter.

„Es sind doch alles gute, ehrenwerte Leute, die Sie von Jugend an kennen,“ sagte er, „und Fräulein Else hat ganz recht, wenn sie sich mit ihnen amüsiert.“

Anne-Marie sah sehr erstaunt zu ihm auf.

„Ich verdenk's auch Elschen nicht, gewiß nicht, nur ich kann nicht recht mit.“

„Das ist doch eigentlich schade, denn es geht Ihnen viel dadurch verloren,“ sagte er und beglückwünschte sich dabei im stillen zu der strikten und braven Weise, wie er „diesen Mädchen“ gegenüber seine Rolle durchführte.

Anne-Marie aber empörte sich gegen seine plötzlich so ganz veränderte Auffassung der Sachlage.

„Wie meinen Sie das?“ fragte sie kurz, und nun ärgerte ihn wieder ihr Ton, und er sagte fast ein wenig hochmütig:

„O, ich meine nur, daß es doch eigentlich immer

bedauerlich ist, wenn man sich in dem Milieu, in dem man einmal steht, nicht wohl fühlt."

Anne-Marie schwieg; das sagte Arved Doven, derselbe Arved, von dem sie sich noch vorgestern so ganz verstanden glaubte!

Else schwieg auch, denn sie wußte nicht recht, was Arved mit dem „Milieu" meinte, und wollte sich keine Blöße geben, indem sie etwas Dummes sagte. Und in dem allgemeinen Schweigen that es Arved nun wieder leid, daß er doch wohl Anne-Marie verletzt habe, und einlenkend sagte er:

„Freilich, ich begreife, daß Sie manches jetzt anders beurteilen, als ehe Sie nach Breslau kamen, aber das ist ja eben die Kunst im Leben, daß man sich überall das Gute heraussuchen muß."

Anne-Marie fühlte sich gründlich ernüchtert. Wie kam er dazu, in diesem Schulmeisterton zu ihr zu sprechen? That es ihm leid, daß er neulich so zutraulich gewesen war, und wollte er sie an den Standesunterschied zwischen sich und ihr erinnern? Bei diesem Gedanken stieg ihr eine so heiße Blutwelle in den Kopf, daß sie plötzlich entschlossen stehen blieb.

„Sie haben sehr recht, Herr von Doven," sagte sie, „und man soll nicht bloß das Gute heraussuchen, man muß auch verstehen, es mit Maß zu genießen. Ich denke, wir sind lange genug gelaufen, und die Eltern werden uns erwarten." Sie löste ihre Hand aus der seinen.

„Aber wir haben erst einmal die Runde um den Teich gemacht,“ bemerkte Arved abwehrend. Elschen sah die Schwester mit erschrockenen Augen an.

„Ja, das ist eben die Geschichte vom Maßhalten,“ sagte Anne-Marie, „wir dürfen Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen.“

Arveds Stirn rötete sich. Eine solche Zurückweisung hatte er nicht verdient! Wenn sie denn aber nicht anders wollte, immerhin, mochte sie gehen, es war ja wohl für alle Teile am besten so.

„Es thut mir wirklich sehr leid!“ sagte er noch und machte eine halbe Bewegung, um Elschen beim Abschnallen der Schlittschuhe behilflich zu sein.

„Bemühen Sie sich nicht, wir helfen uns gegenseitig,“ sagte Anne-Marie, „besten Dank, Herr von Doven!“

Sie machte eine verabschiedende Verbeugung, und er grüßte und glitt hinüber nach der anderen Seite des Teiches. Dort schnallte auch er seine Schlittschuhe ab und machte einen langen Spaziergang durch den Park. Seine Mutter sollte sich nicht über sein frühes Zurückkommen wundern, und er war auch in viel zu ärgerlicher Stimmnng, um ihr oder Elly jetzt begegnen zu wollen.

„Warum hast du das gethan?“ fragte Else die Schwester auf dem Heimwege.

„Weil ich mich nicht so behandeln lasse, wie er es für gut fand, uns zu behandeln,“ erwiderte sie.

„Aber — aber er hat doch gar nichts so Schlimmes gesagt!“

Anne-Marie schwieg. Ein plötzlicher Schrecken durchzuckte sie. Hatte Else nicht eigentlich recht, und er hatte wirklich nichts Schlimmes gesagt, und das Verletzende, das sie aus seinen Worten herausgehört hatte, lag nur in ihrer eigenen Stimmung. Er konnte es ja nicht wissen, daß sie seit dem Kränzchen Tag und Nacht an ihn gedacht, daß sie immer von neuem dieses Gespräch während des Eislaufs in Gedanken vorausgesprochen, daß sie so ganz märchenhaft viel von diesem Tage erwartet hatte. Als nun aber alles so ganz anders kam, da hatte sie ihn dafür strafen wollen. Und nun hatte sie ihn verletzt, und ein so tiefes, schneidendes Weh erfüllte sie, daß plötzlich die Thränen in ihren Augen standen. Ein Gefühl wie Haß gegen sich selbst stieg in ihr auf, aber dann kam der Stolz ihr zu Hilfe. Wie kam dieser Arved Doven dazu, einen solchen Einfluß auf sie auszuüben, daß seine bloßen Worte sie glücklich oder elend machen konnten? Liebte sie ihn denn etwa? Mein Gott, es war ja wohl die stille Schwärmerei ihrer Schulmädchenzeit gewesen, und als er während des Tanzes so freundschaftlich mit ihr sprach, da hatte sie vielleicht das Gefühl, über das sie sich selbst noch nicht recht klar war, verraten! Und nun wollte er sie daran erinnern, daß sie zu den „guten Leuten“ im Städtchen gehörte und sich nur nichts einbilden sollte. O, er konnte ganz ruhig sein, so weit

gingen ihre Gedankenflüge nicht, sich etwa eine romantische Liebesgeschichte zwischen ihm und sich auszumalen. Daß von einer ernstlichen Courmacherei von seiner Seite nicht die Rede sein konnte, das wußte sie recht gut und deshalb hatte sie ihm ja auch ihre Ansichten über „Courmacherei“ überhaupt gleich bei seiner ersten Annäherung ausgesprochen. Als „Courmacherei“ hatte sie es auch nicht aufgefaßt, daß er so viel mit ihr tanzte und sprach an jenem Abend. Aber weshalb sollte zwischen ihm und ihr nicht ein freundschaftlicher Gedankenaustausch stattfinden, warum sollten sie sich nicht miteinander unterhalten, als alte Bekannte und als zwei Menschen, die über viele Dinge gleiche Ansichten hatten? Das, nur das hatte sie gewollt, und er hatte für nötig gefunden, ihr die „guten Leute“ des Städtchens als für sie passenden Verkehr zu empfehlen. Das alles schoß blitzschnell durch ihren Kopf, während sie an Elses Seite dahinschritt. Und zugleich überkam sie das erkältende Gefühl, daß sie wirklich im Begriff stand zu vereinsamen, und die leidenschaftliche Sehnsucht, sich wärmer und inniger an die Ihrigen anschließen zu können. Es rührte sie plötzlich, daß Else ihr weiter keine Vorwürfe machte, sondern nur mit gesenktem Köpfchen neben ihr dahinschritt, und ihren Arm unter den der Schwester schiebend, sagte sie:

„Es thut mir leid, daß ich dich um das Vergnügen des Schlittschuhlaufs brachte, Elschen, aber — ich kann

dir das nicht so erklären, du mußt mir's einfach glauben — ich konnte nicht anders."

Elschen drückte Anne-Maries Arm an sich.

„Ach, es schadet ja gar nichts, Anne-Marie, wenn wir beide nur zusammen sind und du gut mit mir bist — das ist mir die Hauptsache!"

„Meine liebe Else!" Anne-Marie überlegte, ob sie sich nicht diesem liebevollen Schwesterherzen gegenüber ganz aussprechen sollte.

Da blieb die Kleine plötzlich stehen, sah ihr mit bittenden Augen ins Gesicht und sagte:

„Wollen wir nicht auf den Mühlteich gehen? Die Schlittschuhe haben wir doch einmal mit, und ich möchte so gern noch laufen!"

Ein resigniertes Lächeln zuckte um Anne-Maries Lippen. Diesem Kinde gegenüber war es doch besser, über das, was sie innerlich bewegte, zu schweigen. Und im Gefühl, als sei es eine Buße, die sie freiwillig auf sich nähme, nickte sie Else zu.

„Komm also, wir gehen zum Mühlteich."

V.

Er war ein Original, der Herr von Daltitz, in dessen Hause Anne-Marie die Erzieherinstellung angenommen hatte. Er lebte auf seinem Gut in der Nähe der polnischen Grenze, las gleichzeitig die Kreuzzeitung und das Berliner Tageblatt, sagte nach der Lektüre gewöhnlich: „die Kerls, die Zeitungsschreiber!!!“ oder „na — die Politik!!!“, und bestieg dann seinen Jagdwagen, um in den großen, zum Gute gehörigen Waldungen seiner Jagdpassion nachzugehen und das Gelesene so schnell als möglich zu vergessen. Er war ein Vierziger mit dunklem mächtigen Vollbart und dichtem, noch dunklerem Haupthaar, in das sich an den Schläfen schon einige graue Fäden mischten. Sein Vater war früh gestorben, und so hatte er schon nach einjähriger Leutnantszeit das väterliche Gut übernommen. Er wußte die Erträge desselben so zu heben, daß er schon als wohlhabender Mann galt, als er sich mit dreißig Jahren mit einem Mädchen

verheiratete, das ihm ein bedeutendes Vermögen zubrachte. Das änderte aber an seinen bis dahin sehr einfachen Gewohnheiten nicht das geringste. Das junge Paar zog in das alte oberschlesische Haus mit seinem hohen Dach und seinen niederen Zimmerdecken. Nachbarschaft gab es wenig, und diese wurde noch gröblich von Herrn von Daltitz vernachlässigt, ohne daß die junge Frau hierin irgend welche Änderung herbeiführte. Nach zwei Jahren starb sie, indem sie einer Tochter das Leben gab. Das Kind war nun neun Jahre alt, und Daltitz hatte für die Erziehung desselben gethan, was er konnte. Als Gerta vier Jahre alt war, hatte er ihre Kindergärtnerin durch eine Gouvernante ersetzt, die ein altes, sehr vorzügliches, aber etwas grämliches Fräulein war, deren ewig ernstem Gesicht gegenüber Daltitz eines Tages die Geduld riß.

Er fuhr nach Breslau, suchte den Oberlehrer Scheibe, der ein alter Schulkamerad von ihm war, auf, und trug ihm seine Nöte vor.

„Was Junges brauch' ich für Klein-Gerta", sagte er, „was Frisches, Heiteres, was nicht bloß mit ihr lernt, sondern auch lacht und spielt. Schaffen Sie mir so 'was!"

Der Oberlehrer zog seine Frau zu Rate und wies auf Anne-Marie hin, die damals noch vor ihrem Examen stand.

„Geeignet wäre die schon, wenn eine Frau nur im Hause wäre," meinte Frau Hedwig.

Da wurde Daltitz ungeduldig.

„Ich kann der Gouvernante zu Liebe doch nicht heiraten," rief er. „Das hab' ich überhaupt verschworen, Klein-Gerta soll keine Stiefmutter bekommen."

„Fräulein Harbosky ist aber noch so sehr jung," bemerkte Frau Hedwig.

Da stellte Herr von Daltitz sich in seiner ganzen Größe und Breite vor sie hin, sah sie mit seinen blauen, guten Augen förmlich zornig an und sagte:

„Ich bin kein Don Juan und gefährlicher Mensch, fragen Sie Ihren Mann, der kennt mich von Jugend an, und ich werde das Fräulein wie 'ne Art Tochter ansehen. Aber vorläufig will ich erst ein paar Fragen beantwortet haben. Erstens: ist das Fräulein gutherzig?"

„Ja," sagte Frau Hedwig, „dafür verbürge ich mich."

„So, dann ist sie so wahrheitsliebend, daß man sich unbedingt auf das verlassen kann, was sie sagt?"

„Ja," antwortete Frau Hedwig wieder.

„Na, und dann sagen Sie mir noch, ob sie frei von Ziererei und Koketterie, ob sie mit einem Wort einfach ist!"

Auch das wurde bejaht.

„Ich nehme sie, wenn sie ihr Examen macht — denn das Ihrige gelernt muß sie auch haben," erklärte Daltitz.

„Wollen Sie sie nicht vorher sehen?“ fragte der Oberlehrer.

„Das ist nicht nötig,“ versicherte Daltitz.

Er sah sie aber doch, fünf Minuten bevor er Abschied nahm.

„Wie hat sie Ihnen gefallen?“ fragte der Oberlehrer, der seinen Gast hinausbegleitete.

„Sie scheint ja keine schreiige Stimme zu haben,“ sagte er, „das ist auch ’was wert, im übrigen lege ich mehr Gewicht auf das, was mir Ihre Frau sagte, als wie aufs Ansehen. Wenn sie’s Examen macht, nehme ich sie.“

„Er macht wirklich einen zuverlässigen Eindruck,“ sagte inzwischen Frau Hedwig zu Anne-Marie, „und bei den Mahlzeiten ist sein altes Wirtschaftsfräulein, die schon seit dreißig Jahren der Familie dient, immer zugegen.“

Anne-Marie hatte gelacht.

„Mein Gott, ich würde nichts dabei finden, mit ihm allein zu tafeln, er hat ja schon graue Haare!“ hatte sie gesagt.

So war’s gekommen, daß sie die Stellung bei Herrn von Daltitz annahm, und an einem Januar-Nachmittage stand er auf dem Bahnsteig seiner nächsten, immerhin $1^1/_2$ Meile von seinem Gute entfernten Station, um Anne-Marie abzuholen.

Der Zug brauste heran, der graue Dampf zog in mächtigen Wolken über die weiße Schneefläche, die die

Felder bedeckte, dahin, und über die nahen Waldwipfel herüber warf die untergehende Sonne glührotes Licht dem grauen Dampf entgegen.

„Wir behalten noch 'ne Weile scharfen Frost," sagte Herr von Daltitz nach der Richtung des Waldes und der Sonne hinzeigend, und der Bahnhofsvorsteher wie der Postassistent, die neben ihm standen und sich grade für die empfangenen „Neujahrshasen" bedankt hatten, pflichteten eifrig bei.

„Jawohl, gnädiger Herr!"

„Gnädiger Herr haben ganz recht!"

Da hielt der Zug und Anne-Marie stieg aus. Sie erkannte Herrn von Daltitz erst nicht und erschrak über den großen Mann in der riesigen Wildschur mit dem verbogenen grauen Jagdhut, unter dem der dunkle Bart von Eiskrystallen glitzerte.

Da klang ihr sein: „Seien Sie willkommen, Fräulein Harbosky," so freundlich entgegen, daß sie gern ihre Hand in die große, im Pelzhandschuh steckende Faust legte, die er ihr entgegenstreckte.

„Geben Sie mir Ihren Gepäckschein," fuhr er fort, „und wenn Sie etwa durchgefroren sind, so gehen wir erst ans Büffet, und Sie trinken etwas Warmes."

„O nein, mir ist nicht kalt, das Coupé war geheizt."

„Nun, dann kommen Sie, der Schlitten steht hinter dem Bahnhof."

Und über dem bereiften Bart blickten die blauen Augen so gütig und freundlich auf Anne-Marie herab, daß diese das Gefühl, nun in guter Hut zu sein, mit warmem, zuversichtlichem Vertrauen überkam.

Der Zug brauste weiter. Der Postassistent trottete hinter seinem gelben Karren am Bahnhofsvorsteher vorbei.

„Das ist aber 'ne Junge, die sich der Daltitz da nach Markowitz holt," sagte er.

Der Bahnhofsvorsteher zuckte die Achseln.

„Nu, wer kann's ihm verdenken, so allein, wie er dort sitzt, und ihr Schaden wird's auch nicht sein, er ist ein seelensguter Herr!"

„Freilich, freilich, na aber — was die Leute wohl dazu sagen werden!"

„Da schert sich der Daltitz 'n Teufel drum; der thut was er will und hat noch nie 'n Menschen um seine Meinung befragt."

Inzwischen hatte Anne-Marie sich von Herrn von Daltitz in verschiedene Pelzdecken wickeln lassen, daß sie meinte, noch nie in ihrem Leben so warm gesessen zu haben. Die Pferde schüttelten die Köpfe, daß die Schellen lustig läuteten, und dann ging es in fliegender Eile über das weiße Feld dem Walde zu.

„Ist Ihnen auch nicht kalt?"

„O nein, gar nicht."

Das war das Einzige, was die beiden während der Fahrt mit einander sprachen. Aber während sie durch

den stillen Wald fuhren und durch die Winterlandschaft mit ihrem weiß leuchtenden Schnee und ihrem immer dunkler werdenden Abendhimmel, war es Anne-Marie, als flöge sie einem ersehnten Ziele zu, dessen ruhigen Frieden sie schon jetzt zu empfinden meinte. All die quälende Unruhe, die sie in der letzten Zeit erfüllt hatte, war von ihr gewichen. Sie konnte nicht mehr erwarten, Arved plötzlich an ihrem Fenster vorbeigehen, oder ihn gar ins Zimmer eintreten zu sehen; sie konnte nicht mehr darüber grübeln, ob er durch ein Wort oder wenigstens durch einen freundlichen Gruß versuchen würde, den Schatten, der zwischen ihnen stand, zu vertreiben, und brauchte nicht mehr mit sich selbst zu grollen, weil sie ihn dennoch, all ihrer Vernunft zum Trotz, erwartete und immer wieder erwartete. Und vorbei waren auch all die kleinen Schatten, die sich in ihren Verkehr mit den Eltern und selbst mit Elschen drängten, wenn sie bei ihnen Lebensauffassungen begegnete, die sie nicht mehr teilen konnte, all der kleine stumme Kampf zwischen ihr und ihrer ganzen Umgebung.

Das alles lag hinter ihr, und es galt nun, sich in Neuem zurechtfinden, sich einen Lebensberuf erobern. Wie sie dieses mutterlose Kind, dem sie durch Schnee und Dämmerung entgegenfuhr, lieben wollte! Ihr Herz verlangte fast leidenschaftlich nach einem Wesen, für das sie leben, dem sie all ihre Kräfte widmen konnte. Und mit jugendlicher Begeisterung sah sie dieses Wesen in Klein=

Gerta, hoffte sie um so sehnsüchtiger, es in ihr zu finden, als die Enttäuschungen der letzten Zeit noch schmerzlich in ihr nachzitterten.

Die winterliche Dämmerung war inzwischen schnell völliger Dunkelheit gewichen, ohne daß Anne=Marie, die ganz in ihre Gedanken versunken war, es merkte. Da weckte sie Herrn von Daltitz' Stimme.

„Dort, die Lichter über dem Schnee, das ist Markowitz," sagte er.

Sie richtete sich in ihren Pelzdecken ein wenig auf. Aber sie konnte nichts erkennen als eben jene Lichter, die wie durch einen Schleier zu ihr herüberleuchteten. Sie fröstelte ein wenig, und er zog die Decken fester um sie. Da erschien es ihr plötzlich so sonderbar, daß sie an der Seite dieses fremden Mannes durch die unbekannte, von Frostnebeln verschleierte Landschaft flog, ohne doch ein Gefühl von Bangigkeit zn empfinden. Dieser fremde Mann kam ihr vielmehr wie ein ganz alter Bekannter vor, und tief aufatmend sagte sie plötzlich, als müsse sie dem, was ihre Gedanken erfüllte, Worte geben:

„Ich freue mich auf Klein=Gerta."

„Das ist hübsch," antwortete er, und sein Blick flog durch die Dunkelheit zu der Gestalt neben ihm, von der er nur die durch die Pelze grotesk gewordenen Umrisse unterscheiden konnte.

„Eine sehr angenehme Stimme hat sie," dachte er dabei, „das Organ ihrer Vorgängerin war mir so fatal."

Und hauptsächlich um die Stimme noch einmal zu hören, fragte er weiter:

„Lieben Sie Kinder überhaupt?"

„Nein," antwortete sie ehrlich, „fremde Kinder mag ich nicht sehr, sie stören einen immer."

Ihre Aufrichtigkeit gefiel ihm, aber er fragte doch ein wenig besorgt weiter.

„Ja, aber — warum freuen Sie sich dann auf Gerta?"

„O, Gerta wird kein fremdes Kind für mich sein! Gerta thut mir so leid, weil sie so allein ist, und ich will sehr gut Freund mit ihr werden, sie soll mich sehr, sehr lieb haben."

Er lächelte unwillkürlich.

„Rechnen Sie mich als Gertas Vater denn für gar nichts?" fragte er.

Anne-Marie erschrak beinah, sie wollte ihn nicht verletzen, er war gewiß sehr, sehr gut zu seiner kleinen Tochter.

„Verzeihen Sie," sagte sie. „Gerta hat Sie gewiß auch sehr lieb, aber ich denke mir — ein kleines Mädchen und ein Mann — das muß schlecht zusammen gehen —"

Nun lachte er laut auf. Nein, eine trockne, doktrinäre Erzieherin, die Gerta mit wohlerzogener Pedanterie langweilen würde, hatte er sich da nicht geholt.

„Ich meine nur," verbesserte sich Anne-Marie, „ein

Mann kann doch nicht so auf die Ideen und Interessen eines Kindes eingehen —"

„Ja, werden Sie denn das können, da Sie selbst sagen, daß Sie Kinder nicht lieben?" fragte er.

„O, das ist ja etwas ganz anderes," rief sie eifrig, „ich meine so Kinder, denen ich nichts zu sagen, mit denen ich nichts zu thun habe. Bei Gerta wird mich alles interessieren — ich bin so neugierig, zu erfahren, was für ein kleiner Mensch in ihr steckt!"

„So, so," machte er. „Ich glaube, wir werden gut zusammen passen. Sie scheinen mir trotz Ihrer Jugend ein vernünftiges Frauenzimmer zu sein!"

Nun lachte Anne-Marie, aber sie fühlte sich stolz und gehoben durch sein Zutrauen. Gut, daß er nicht wußte, wie unvernünftig sie bei einer gewissen Schlittschuhpartie gewesen war!

Der Schlitten hielt vor dem Gutshause. Anne-Marie war ein wenig enttäuscht, denn sie hatte sich unter dem „Schloß" von Markowitz ein ähnliches Gebäude wie Schloß Petersberg vorgestellt. Was sie aber hier sah, war ein einfaches, ziemlich langes, aber schmuckloses Haus mit einem Stockwerk über einem niedrigen Parterre, in das man fast von der ebenen Erde aus eintrat. Doch sie hatte jetzt nicht lange Zeit, Betrachtungen anzustellen.

„Finchen, Fihhhnchen!" rief Herr von Daltitz mit wahrer Stentorstimme in das Entree hinein, an dem eilig heraustretenden Diener vorüber.

Nachdem er dieses Alarmsignal gegeben, wandte er sich dem Schlitten wieder zu und half Anne-Marie beim Aussteigen.

„Nun, nochmals willkommen!" sagte er dann, vor der Hausthür ihre Hand kräftig schüttelnd, „und möge es Ihnen wohlergehen in diesem Hause."

Anne-Marie wurde beinah feierlich bei seinen Worten zu Mute, aber der Hausherr ließ die Rührung, zu der sie sich plötzlich geneigt fühlte, nicht erst aufkommen.

Er faßte ein altes Dämchen, das in schwarzwollenem Schulterkragen und gelbbebänderter Haube knixend näher kam, mit einer kordialen Bewegung um die Schultern und schob sie vor Anne-Marie hin.

„Das ist mein Fräulein Finchen," sagte er, als ob die alte Wirtschafterin nie einen anderen als ihren Vornamen getragen hätte, „na, und hier habe ich unser neues Fräulein mitgebracht — Fräulein Anne-Marie heißt sie. Und nun pflegen Sie sie gut, mein altes Finchen, denn Sie sehen, sie ist noch jung —"

„Ach, gnädiger Herr, das will ich schon thun, und schön willkommen auch, Fräulein!" Sie machte eine schüchterne Handbewegung. Anne-Marie reichte ihr die Rechte.

„Und nun wollen wir Ihnen gleich Ihre Zimmer zeigen, und dann rufen wir die Gerta," sagte Herr von Daltitz, und machte Miene, die Treppe hinaufzusteigen.

„O, da bin ich schon, Papa," rief eine helle Stimme

vom oberen Treppenabsatz her, und eine kleine Gestalt flog eilig die Stufen hinunter in die ausgebreiteten Arme des Hausherrn.

„Du Wildfang, kannst du nicht warten, bis man dich ruft," schalt er lächelnd.

„Nein," antwortete Gerta, „denn ich freue mich auf das hübsche, junge Fräulein, was du mir versprochen hast —"

„Sst, du Unart." Er wandte sich mit strahlendem Lächeln an Anne-Marie.

„Sie ist in den vierzehn Tagen Ferien ganz verwildert, Sie werden 'was zu thun bekommen," sagte er. Anne-Marie begrüßte ihren Zögling, der nun doch einen Augenblick etwas verschüchtert vor der neuen Erscheinung stand. Dann aber blickten die neugierigen, forschenden Kinderaugen Anne-Marie sofort zutraulich an.

Anne-Marie streichelte den wirren blonden Lockenkopf und küßte Gertas Stirn. „Wir wollen recht gute Freunde werden, nicht wahr?" sagte sie dabei.

Gerta sah noch einmal aufmerksam in Anne-Maries Gesicht. Dann nickte sie hastig mit dem Kopf, ergriff Anne-Maries Hand: „Komm, ich will dir dein Zimmer zeigen!"

„Aber Gerta!" riefen Herr von Daltitz und Finchen gleichzeitig. „Seine Erzieherin duzt man doch nicht," setzte Herr von Daltitz dann mit dem vergeblichen Versuch, eine ernste Vatermiene zu zeigen, hinzu.

Anne-Marie wußte im Augenblick auch nicht recht, wie sie sich dieser Eventualität gegenüber zu verhalten habe. Klein-Gerta aber wußte genau, was sie wollte.

„Das ist gar keine Gouvernante," rief sie, Anne-Maries Hand festhaltend und sich nach ihrem Vater umwendend, „und sie ist noch viel hübscher, als du versprochen hast, darum will ich sie ‚Du' nennen! Nicht wahr?" wandte sie sich an Anne-Marie, die großen blauen Augen vertrauensvoll zu ihr aufschlagend; und Anne-Marie wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie Gerta umarmte und sagte:

„Du sollst mich auch ‚Du' nennen, so lange du sehr lieb bist. ‚Sie' werde ich nur, wenn du etwa einmal —" sie zog die Augenbrauen ernst und wichtig in die Höhe und Gerta hatte sie verstanden.

„Ach, ich bin gar nicht so unartig, wie Fräulein Sophie — das war die andere, weißt du — wie die immer sagte! Du wirst's schon sehen."

Unter dieser viel verheißenden Versprechung ihres Zöglings betrat Anne-Marie ihr Zimmer.

Herr von Daltitz verließ sie hier und wollte auch sein Töchterchen mit sich nehmen. Dieses klammerte sich aber an Anne-Marie an.

„Ich muß ihr doch alles zeigen, sie weiß doch noch nichts," rief Gerta, und Anne-Marie behielt sie bei sich.

„Das da ist dein Schlafzimmer," sagte die Kleine,

Anne-Marie in einen freundlichen mit hellem Kretonne möblierten Raum führend, „und hier —" sie ging in das erste Zimmer zurück, „hier sollst du wohnen und an dem Fenster da" — sie machte eine verächtliche Handbewegung — „da sollen wir lernen!"

„So, und du lernst wohl nicht gern?"

Gerta zog die Schultern bis an die Ohren herauf.

„Uff," sagte sie, so drastisch und komisch, daß Anne-Marie lachte, obgleich sie sich des Unpädagogischen ihrer Handlungsweise bewußt war.

Nach einer halben Stunde traten Anne-Marie und Gerta Hand in Hand in das Speisezimmer.

Natürlich, der Papa ist wieder nicht da," sagte Gerta altklug, „der Papa ist niemals da, wenn es zu Tisch gehen soll," setzte sie erklärend hinzu.

„Dein Papa hat wahrscheinlich sehr viel zu thun," sagte Anne-Marie.

Aber die Kleine wollte die Entschuldigung nicht gelten lassen.

„Ach, er ist immer so unpünktlich, weil er sich das so angewöhnt hat; mein altes Fräulein hat das immer gesagt, und dann hat sie so die Augen dazu verdreht, sieh' mal!"

Anne-Marie fuhr mit der Hand über die nach oben gerichteten Augen des Kindes.

„So etwas mußt Du nicht nachmachen," sagte sie, „und ein kleines Mädchen muß immer denken: wenn

Papa dies oder das thut, so hat er einen guten Grund dazu."

Gerta sah sie zweifelhaft an.

Sie mußte aber doch über die Sache nachgedacht haben, denn als Herr von Daltitz endlich kam und man sich zu Tisch setzte, fragte sie:

„Papa, was hast du für einen guten Grund, um niemals pünktlich zu Tisch zu kommen?"

Herr von Daltitz sah seine Tochter ungewöhnlich ernst und fragend an.

„Ja, die Anne-Marie sagt, du hast immer einen guten Grund, wenn du etwas thust, nicht wahr, Anne-Marie, das hast du doch gesagt?"

Anne-Marie wurde rot, und auch Herrn von Daltitz's Stirn rötete sich ein wenig.

„Nein, das Kind!" murmelte Fräulein Finchen kopfschüttelnd.

Anne-Marie faßte sich zuerst.

„Ich hatte auch recht Gerta," sagte sie, „aber Kindern erklärt man nicht alle Gründe, die man hat, und wenn wir uns erst besser kennen werden und du mich erst mehr lieb haben wirst, dann wirst du auch nicht mehr solche Fragen stellen, über die ich mich ärgern muß."

Gerta sprang auf und lief zu ihr hin.

„O, ich habe dich schon sehr lieb!" rief sie, die Arme um ihren Hals schlingend.

„Dann setze dich auf deinen Platz, laß das Fragen sein, und denke, daß dein Papa viele und wichtige Geschäfte hat," sagte Herr von Daltitz.

„Ja, daran werde ich sehen, ob du mich wirklich schon etwas lieb hast," fügte Anne=Marie hinzu, und nun schwieg Gerta wirklich eine Weile still, und Herr von Daltitz ließ sich von Anne=Marie von ihrem Vaterhause erzählen.

Einen Augenblick wandelte Anne=Marie die Versuchung an, die heimischen Verhältnisse vor Fräulein Finchens Augen etwas zu vergrößern. Aber sie bezwang sich und sagte ehrlich:

„Meine Eltern leben in ganz bescheidenen, einfachen Verhältnissen. Mein Vater war Beamter und lebt nun seit fünfzehn Jahren, wo er sich zur Ruhe setzte, in Petersberg."

„Ach, in Petersberg, da sind ja die Dovens," bemerkte Herr von Daltitz, „bei dem alten Doven habe ich als junger Mensch 'mal Brennerei=Einrichtungen studiert, aber das ist freilich schon zwanzig Jahre her."

Nun erkundigte er sich nach der Familie Doven, wobei Anne=Marie sehr rot wurde, was ihr so gut stand, daß Herr von Daltitz sie doch ein paarmal verwundert und fast ein wenig scheu ansah. Er hatte nicht gewußt, daß er sich eigentlich eine kleine Schönheit da ins Haus geholt hatte, und die Entdeckung ängstigte ihn fast ein wenig. Wo hatte er nur seine Augen gehabt, damals in

Breslau, als er nur ein freundliches, ganz hübsches Mädchen in ihr zu sehen glaubte.

„Hast du in dem Schloß Petersberg gewohnt?“ fragte Gerta, die das Wort „Schloß“ von ihrem Vater hatte aussprechen hören.

„Nein, Gerta, ich habe in einem kleinen Häuschen gewohnt.“

„Das glaube ich nicht!“

„Aber Gerta!“

„Aber Papa! Sieh sie dir doch an; die Anne-Marie sieht doch nicht aus, als ob sie aus einem kleinen Häuschen, wie die im Dorf, käme.“

„Nun, ein bißchen größer als die im Dorf ist das Haus schon, in dem meine Eltern wohnen.“

Anne-Maries Stimme bebte nun doch etwas nervös, Herrn von Daltitz's Geduld war auch zu Ende.

„Wenn Fräulein etwas sagt, so ist es wahr,“ entschied er, „und du hast es zu glauben, und daß du sie kurzweg Anne-Marie nennst, paßt sich nicht, und das verbitt' ich mir. Und nun gehst du zu Bett, marsch!“

Es war sehr selten, daß er in diesem Ton zu Gerta sprach, aber die Kleine wußte, daß, wenn es einmal geschah, Gefahr im Verzuge war und sie am besten that sich dem väterlichen Gebot zu fügen. Sie versuchte zwar noch einen bittenden Blick, als dieser aber erfolglos blieb, sagte sie seufzend „Gute Nacht“ und entfernte sich mit Thränen

in den Augen. Als die Thür sich hinter ihr geschlossen, erhob sich auch Anne-Marie.

„Ich möchte Gerta begleiten und zu Bett bringen," sagte sie.

„Aber nein, das besorgt das Stubenmädchen," erklärte Herr von Daltitz, „und besonders heut, nachdem sie so naseweis war" —

„Gerade deshalb möchte ich noch mit ihr reden, ehe sie einschläft; böse gemeint hat sie's ja nicht."

Herr von Daltitz hatte sich ebenfalls erhoben und blickte nun freundlich lächelnd auf Anne-Marie herab.

„Sie sind ein braves" — er wollte sagen „kleines Mädchen," aber er verbesserte sich und sagte „Fräulein," „und ich bin Ihnen dankbar, daß Sie Ihren Erzieherinberuf gleich so ernst in Angriff nehmen. Sie ist wirklich arg verwildert, die Gerta, ich hab's bisher gar nicht so gemerkt."

„Sie gefällt mir gerade, wie sie ist, ich werde mich nicht mit ihr langweilen," sagte Anne-Marie, „und ich hätte noch eine Bitte, Herr von Daltitz: Lassen Sie mich von Gerta nennen, wie die Kleine mag, ich möchte erst ihre Liebe gewinnen und hoffe, der Respekt kommt auch noch!"

„Hm — meinen Leuten gegenüber verfolge ich das umgekehrte Prinzip — erst Respekt — meinetwegen Furcht — dann Liebe! Aber — so ein Kind — das ist wohl

anders! Ich glaube, Sie sind zur rechten Zeit gekommen, Fräulein Harbosky!"

Er hatte einen Augenblick gezögert bei der Anrede, hatte sich aber kurz entschlossen, seine Gewohnheit, die Hausgenossen beim Vornamen zu nennen, ihr gegenüber aufzugeben. Ihm war, als müsse er diesem jungen Geschöpf, das jetzt auf seinen Schutz angewiesen war, eine bevorzugte Stellung einräumen, und im Augenblick wußte er das nicht anders auszudrücken, als indem er sie förmlicher anredete, als es sonst seine Art war.

Als Anne-Marie fort war, wandte er sich an Finchen, die noch am Buffet herumkramte.

„Na, Finchen, was meinen Sie? Ich denke, wir haben's große Los gezogen mit der neuen Erzieherin!"

Er fühlte sich so angeregt und gut gestimmt, daß er sich gegen irgend jemand aussprechen mußte, und er war es seit seiner Kindheit gewöhnt, in Finchen stets das getreue Echo seiner Empfindungen zu finden. Er sah daher erstaunt auf, als diese jetzt nur tief aufseufzte.

„Ach du lieber Gott, gnädiger Herr!"

„Nanu, Finchen, gefällt sie Ihnen etwa nicht?"

„Du lieber Gott, so jung und so — so — na, wie 'n Zuckerbild sieht sie aus! Und dann — in 'n fremdes Haus, wo keine Frau nicht ist — und als Erzieherin — und ist selber noch beinah ein Kind —"

„Aber Finchen, was reden Sie denn da! In ein fremdes Haus! Na, wir sind doch beide hier — ich und

Sie — und wir sind doch keine wilden Menschen! Freilich, wenn meine Frau noch lebte —"

Der große Mann stand an den Eßtisch gelehnt, mit gesenktem Kopf da.

„Ja, Finchen, an der haben wir alle viel verloren!"

Die Alte wischte mit dem Schürzenzipfel über ihre Augen.

„Ach ja, gnädiger Herr — und — und das Fräulein sagte, mit der Gerta würde sie sich nicht langweilen. Aber die Gerta ist doch bloß ein Kind, und wir beide sind alt — das heißt, der gnädige Herr ist ja sonst noch nicht so alt, aber ich — —"

Herr von Daltitz klopfte sie auf die Schulter.

„Nun reden Sie keinen Kohl, Finchen, wenn man was zu thun hat, und nimmt's mit seinen Pflichten ernst, da langweilt man sich nicht. Und nun bestellen Sie mir die Lampe in mein Arbeitszimmer, ich hab' noch zu thun."

Finchen trippelte hinaus, und Herr von Daltitz durchmaß mit großen Schritten das Eßzimmer, die Hände auf den Rücken gelegt, die Stirn gefaltet.

Stellte er nicht wirklich an dies Mädchen Anforderungen, denen nachzukommen sie noch zu jung war? Finchen hatte im Grunde recht. Weder er noch die Alte waren eine passende Gesellschaft für Anne-Marie, und würde sie diesen völligen Mangel an Verkehr mit gleichaltrigen Menschen nicht auf die Dauer unerträglich finden? Andernfalls aber, wie konnte er dem Übel abhelfen? Er

konnte doch nicht plötzlich anfangen, geselliger zu leben, weil er eine junge Erzieherin hatte? Nein, nein, sie mußte sich in dieses Stillleben finden. Und sie würde sich hineinfinden, sie war ja so vernünftig! Und so pflichttreu war sie und so ehrlich — wirklich, sie gefiel ihm sehr! Der Diener kam, um den Tisch abzuräumen. „Ach, es wird schon alles gehen!“ dachte Daltitz, und mit dieser Selbstberuhigung begab er sich in sein Zimmer.

Aber er arbeitete kaum eine halbe Stunde lang. Dann blickte er wieder in Gedanken verloren vor sich hin. „Ich muß ihr irgend etwas schaffen, woran sie sich freuen kann, wenn sie mal müde ist, sich mit Gerta zu beschäftigen.“ Plötzlich fiel ihm ein, daß Frau Scheibe ihm gesagt hatte, Anne-Marie sei auch musikalisch. Daß er daran nicht gedacht hatte! Man hätte das Piano doch hinaufschaffen können in ihr Zimmer! Aber vielleicht war es furchtbar verstimmt, nachdem jahrelang niemand darauf gespielt hatte.

Herr von Daltitz nahm einen Schlüssel von seinem Schreibtisch, ergriff die Lampe und ging zurück durch das Eßzimmer. Er öffnete eine verschlossene Thür. Eiseskälte strömte ihm aus dem unbewohnten Raum, den er betrat, entgegen. Es war das einstige Wohnzimmer seiner Frau, in dem er stand. Alles war dort unverändert seit ihrem Tode stehen geblieben. Nur waren die Möbel mit grauen Tüchern verhangen, und auf dem Pianino lag eine dicke Staubschicht.

Daltitz hatte den Raum seit langer Zeit nicht mehr betreten, er mochte sich auch jetzt nicht darin umsehen. Er ging direkt auf das Pianino zu, öffnete es und schlug zwei Akkorde an. Erschreckt über die Mißtöne, die er zu hören bekam, schloß er den Deckel des Pianinos. Aber es war, als hätten diese Töne hundert Stimmen geweckt, die zwischen den verhangenen Möbeln schliefen.

„Weißt du noch?" „Erinnerst du dich?" wisperte und flüsterte es von allen Seiten dem einsamen Manne zu, der dort inmitten des einst so traulichen und nun für ihn so fremd gewordenen Raumes stand und das Licht der Lampe nun darüber hingleiten ließ.

Aber es war nicht mehr das Gefühl herzbeklemmender Bitterkeit, wie er es einst empfunden hatte, das ihn heut in diesem Zimmer erfüllte. Nur die Sehnsucht klopfte mit sanftem Mahnen an sein Herz. Wie warm und traulich war es einst hier gewesen! Und nun — es war eigentlich Unrecht, daß Gerta das Zimmer ihrer Mutter nie betrat und kaum kannte! Weshalb sollte die Lampe nicht wieder auf dem runden Tisch brennen und das Feuer im Kamin prasseln? Und in dem roten Sessel, in dem seine Frau einst gesessen und ihre kleinen Füße am Feuer gewärmt hatte, da würde nun Gerta sitzen, und er würde ihr von ihrer Mutter erzählen. Und dort, auf dem Eckplatz, würde Anne-Marie sich niederlassen, und das Licht der Lampe würde voll auf ihr rosiges, reizendes Gesicht fallen, so wie heut abend — oder sie

würde am Pianino sitzen und all die Klänge der alten Lieder, die er einst so gern gehört hatte, würden wieder erwachen unter ihren Händen. — Daltitz lächelte. Noch vor einem Jahr würde er es für unmöglich gehalten haben, daß er in diesem Zimmer lächeln könnte!

Er wandte sich zur Thür, zog den Schlüssel nicht wieder aus dem Schloß und ging hinüber in sein Zimmer, um dem Organisten des nächsten Kirchdorfes, der zugleich Flügelstimmer war, zu schreiben: er möchte so bald als möglich nach Markowitz kommen. Er sah nach der Uhr. Die zehnte Stunde war vorüber.

„Zu spät, um Finchen noch zu rufen," murmelte er, „aber morgen früh will ich ihr sagen, daß sie das Zimmer heizen lassen soll!"

Anne-Marie hatte inzwischen ihren Zögling, dessen Zimmer an das ihre stieß, zu Bett gebracht, und hatte ihre Sachen geordnet. Nun stand sie am Fenster und blickte in die sternenklare Winternacht hinaus. Und plötzlich überkam sie das Gefühl des Fremdseins, der Ferne, die sie von allem trennte, was sie bisher kannte, wie ein tiefes Weh. Sie preßte die Hände über der Brust zusammen. Sie fühlte sich so entsetzlich allein. Dann machte sie sich selbst Vorwürfe. Was wollte sie denn? Bei den Eltern und bei Else bleiben? Gewiß nicht! Sie hatte sich ja fortgewünscht aus der kleinen Stadt, so heiß, so sehnsüchtig fortgewünscht! Und sie hatte sich auf Gerta gefreut, und das Kind gefiel ihr!

Plötzlich stand das Schloß von Petersberg vor ihrer Phantasie. Eine schlanke Männergestalt kam aus dem Portal geschritten und schlug den Weg nach der Stadt ein. Und sie war nicht mehr dort — sie war so weit, so weit!

Anne-Marie vergrub ihr Gesicht in den Händen. Nein, nein, nein! Sie wollte nicht an Arved denken, sie wollte nicht so thöricht, so unbeschreiblich thöricht sein! Es half nichts. Eigensinnig kehrte ihre Phantasie immer zu dem einen Bilde zurück und malte ihr aus, wie es hätte so ganz anders sein können, wenn sie sanfter und freundlicher gewesen wäre. Und dann legte sich ihr das Gefühl, daß Arved nun fern, unerreichbar fern für sie war, mit Zentnerschwere auf die Seele.

VI.

Mit dem festen Vorsatz, daß ihre gestrige Abendstimmung ein letzter Rückfall sein sollte, war Anne-Marie am nächsten Tage aufgewacht, um sich ganz ihren neuen Pflichten zu widmen. Gerta hatte sie mit der Mitteilung empfangen, daß sie sie fortan, um den Papa nicht zu ärgern, „Tante“ nennen würde.

„Aber eigentlich bist du doch die Anne-Marie,“ hatte sie mit vertraulichem Augenblinzeln hinzugefügt. Dann waren die beiden durch Hof und Garten gewandert, hatten den Unterricht begonnen, und trotz dieser für Gerta sehr unbequemen Einrichtung, weiteres Wohlgefallen aneinander gefunden.

Einige Wochen vergingen.

Finchen hatte wiederholt den Kopf geschüttelt. Zunächst war das geschehen, als das Wohnzimmer geheizt wurde, sodann, als ein Paar Wasserstiefeln für Anne-

Marie angekommen waren, genau nach dem Muster „wie unser gnädiger Herr sie für Gertachen hat kommen lassen,“ sagte Finchen, „und um das Schuhwerk von der Gouvernante braucht er sich doch nicht zu kümmern.“ Sie war aber eine viel zu treue Dienerin, um solche Bemerkungen gegen irgend ein anderes menschliches Wesen zu machen. Das bekam nur ihr großer grauer Kater zu hören, wenn er am Abend schnurrend neben ihr lag und sie mit seinen grünen Augen schlau anblinzelte. Er war seit Jahren ihr Vertrauter in solchen internen Angelegenheiten und hatte vor etwaigen menschlichen Kollegen den Vorzug unbedingter Diskretion.

Weiteren Anlaß zum Kopfschütteln und zu vertraulichen Mitteilungen an ihren grauen Freund fand Finchen, als der Flügelstimmer einrückte; am schlimmsten war es aber, als sie sah, daß die Abendsitzungen in dem so lange verödeten Wohnzimmer sich als feststehende Hausordnung einbürgerten.

„Immer früher wird's mit dem Abendessen,“ brummte sie in ihrem Lehnstuhl sitzend, und die Stricknadeln rasselten mit ungewohnter Hast zwischen ihren alten Fingern, während der Kater durchaus nicht aus seiner behaglichen Schnurrstimmung kam. „Und immer später kommt Gertachen zu Bett. Und da macht sie Musik; neulich hat sie sogar was vorgelesen! Und der Herr sitzt immer dabei und vergißt jetzt nie mehr das Nachhausekommen. Und „Finchen“ hat er gesagt. „Sie können sich auch dazu setzen.“ Aber

ich weiß, was sich schickt, und wenn das junge Ding es nur auch immer wüßte! Lieber Gott! Jung und hübsch das ist sie ja, und gut ist sie wohl auch. Aber — Gouvernante bleibt Gouvernante, und was sich nicht paßt, daß paßt sich nicht! Nicht wahr?"

Sie streichelte den Kater, der gerade zu ihr aufblickte.

„Und wenn du noch so lange mit einer Maus spielst, am Ende frißt du sie doch, nicht wahr, Mutz?" Und sie stand seufzend auf, holte irgend etwas aus dem Büffet im Eßzimmer und konstatierte dabei, daß „die da drinnen immer noch beisammen säßen!"

Es war eine böse Zeit für Finchen, und sie litt fast darunter, daß Anne-Marie freundlich und bescheiden blieb und sie ihr in nichts einen Vorwurf machen konnte. Und doch war das alles nicht in der Ordnung, und einer verdiente sicherlich Vorwürfe, wenn nicht Anne-Marie, so Herr von Daltitz. Es that ihr ordentlich weh, daß er immer mit so vergnügtem Gesichte zu Tische kam und so viel heiterer und gesprächiger war als sonst.

Der Winter verging, im Garten blühten die ersten Veilchen. Nun machten sie täglich weite Spazierfahrten mit einander; Gerta saß dann zwischen ihrem Vater und Anne-Marie, und wenn Herr von Daltitz ausstieg, um bei den Feldarbeiten selbst nachzusehen, gingen die beiden Hand in Hand am Feldrain auf und ab und sammelten die Feldblumen, die Daltitz dann bewundern mußte. Anne-Marie kannte fast schon alle Leute beim Namen

und war über ihre Verhältnisse, um die Daltitz sich sehr speciell kümmerte, ziemlich genau orientiert, so daß er mit ihr fast über alles sprechen konnte, was ihn gerade beschäftigte. Alle grüßten sie freundlich als zur Herrschaft gehörig; war sie aber vorübergegangen, so grinsten sie einander manchmal bedeutungsvoll an, oder zuckten wohl gar die Achseln. Doch Anne-Marie sah das nicht, und Daltitz achtete darauf so wenig wie auf ein gelegentliches neckendes Wort, das ihm ab und zu einer der Nachbarn zuwarf, wenn er in der Kreisstadt oder an einem der seltenen Whistabende mit ihnen zusammentraf. Da kam ihm eines Abends, als er Anne-Marie gegenüber saß, die plötzliche Vorstellung, daß sie weggehen, ihn und Gerta verlassen könnte. Ein förmliches Angstgefühl bemächtigte sich seiner bei diesem Gedanken. Und als sie ihm zum Gute Nacht-Gruße die Hand reichte, da war es ihm, als müsse er diese Hand festhalten, und die schlanke Gestalt an sich ziehen und ihr das Versprechen abnehmen, nie wieder von ihm zu gehen.

Aber er bezwang sich; sein Gruß klang sogar kühler und ernster als gewöhnlich, weil er sich so seltsam bewegt fühlte.

Finchen bemerkte ein paar Tage hindurch, daß er bei Tisch stiller war als bisher, und eines Abends hatte sie sogar die Freude, daß er an seinem Schreibtisch sitzen blieb und nicht in das Wohnzimmer hinüberkam.

„Warum kommt der Papa nicht?“ fragte Gerta.

„Er hat zu thun," antwortete Anne-Marie und verwehrte es der Kleinen ihn zu holen, wie diese es beabsichtigte.

Sie vermißte ihn auch, seine Abwesenheit am Abend war ihr eine liebe Gewohnheit geworden, denn sie hatte eine aufrichtige Verehrung für diesen Mann, dessen Herzensgüte sie kannte, und dessen Leben in der eigenen selbstgeschaffenen kleinen Welt ihr imponierte. Aber sie dachte nicht einmal darüber nach, was ihn heut wohl fernhalten mochte; sie nahm, was er that, stillschweigend als richtig hin und hätte ungläubig und verständnislos den Kopf geschüttelt, wenn man ihr gesagt hätte: er sitzt drüben ohne zu arbeiten, er, der immer Thätige! Er sitzt dort, den Kopf in die Hände gestützt, und denkt an dich! Und gerade deshalb, weil er seit einigen Tagen immer an dich und nur an dich denkt, deshalb kommt er nicht.

Er hatte ihr einmal gesagt, er habe einen Wahlspruch, der heiße „klar und wahr!" Anne-Marie hatte das schön gefunden und hatte gemeint, sie wolle denselben Wahlspruch annehmen.

Und nun saß Herr von Daltitz drüben vor seinem Schreibtisch, in dessen oberen Rand der Spruch eingeschnitzt war, und blickte darauf hin und dachte über das nach, was in dem Spruch enthalten war, und über das, was nun in sein Leben trat.

Am andern Tage kam er Anne-Marie entgegen als diese mit Gerta durch den Park ging.

„Es ist ein neues Fohlen im Pferdestall,“ erzählte er Gerta, „lauf hin, sieh dir's an.“ Und als das Kind fortgesprungen war, sagte er:

„Ich habe mit Ihnen zu reden, liebe Anne-Marie.“

Sie erschrak, denn seine Stimme klang so ungewöhnlich ernst und feierlich, und diese Anrede hatte er auch sonst nicht gebraucht.

Da er einen Augenblick schwieg, fragte sie leise: „Sind Sie unzufrieden mit mir?“

Er blieb stehen, und wie sie jetzt zu ihm aufsah, begegnete sie einem Ausdruck in seinen Augen, der sie so verwirrte, daß ihr plötzlich war, als stocke ihr Atem.

„Sie liebes, liebes — Kind! Ahnen Sie denn gar nicht, was ich Ihnen sagen möchte?“ Seine Stimme bebte, wie in tiefer Erregung, aber sie konnte nicht anders, sie schüttelte den Kopf. Und er fuhr fort:

„Ich stehe Ihnen seit einiger Zeit anders gegenüber als früher, das kann so nicht weiter gehen, und deshalb frage ich Sie, wollen Sie bei mir bleiben, für immer, als meine Frau?“

„Mein Gott!“ kam es leise über Anne-Maries Lippen, fast wie ein Schreckensruf. Sie stand vor ihm mit gesenktem Kopf und angstvoll klopfendem Herzen. Sie hatte das Gefühl, als möchte sie vor ihm niederknieen, seine Hand küssen und ihn doch zugleich bitten: Laß mich, o laß mich!

Aber sie that weder das eine noch das andere, sie

stand zitternd vor ihm, und er blickte sie mitleidig und zärtlich zugleich an.

„Das erschreckt Sie," sagte er, und seine Stimme klang nun wieder ruhig und in gewohnter Weise, „Sie haben das nicht erwartet? Nun, ich will Sie nicht drängen, Sie sollen über eine so ernste Sache nicht übereilt entscheiden. Nur — wissen mußten Sie es!"

Anne-Marie blickte zu ihm auf.

„Ich danke Ihnen," flüsterte sie, und ihre Hand zuckte ihm entgegen. Er nahm sie aber nicht. Er ging neben ihr hin, scheinbar ruhig, nur etwas blasser war er als gewöhnlich. Plötzlich blieb er wieder stehen und fragte:

„Haben Sie eine andre Neigung?"

„Nein, o nein," rief Anne-Marie unwillkürlich. Sie fühlte, das, was sie sagte, als Wahrheit, sie hatte ja ihre Neigung zu Arved, diese kindische, unvernünftige Neigung, längst niedergekämpft. Herr von Daltitz nickte befriedigt mit dem Kopf und ging wieder neben ihr hin.

„Sehen Sie," sagte er, „ich habe mich ernstlich gefragt, ob es nicht Unrecht sei, wenn ich, der so viel ältere Mann, ein so junges Mädchen wie Sie heiraten wollte. Aber dann habe ich mir gesagt, daß ein jüngerer, der vielleicht nur in Ihr Gesicht verliebt wäre und sich nicht die Zeit genommen hätte, Sie gründlicher kennen zu lernen, Sie leicht verletzen wird — im Verkehr mit Ihren Eltern zum Beispiel, mit denen ich glaube ganz gut auskommen

zu können, so daß Sie nicht nötig haben würden, sich von ihnen irgendwie ferne zu halten, wenn Sie meine Frau wären. Das bißchen Bildung, Mehrwissen und Mehrkönnen, was wir Menschen so grammweise gegen einander abwägen, das ist im Grunde genommen alles nicht so sehr schwerwiegend und giebt keinem ein Recht, sich was drauf einzubilden; auf das Herz kommt's an, auf — — doch das führt zu weit, davon wollt' ich gar nicht sprechen. Nur, was ich Ihnen noch sagen möchte, ist das: ich habe viel über Sie nachgedacht. Ich weiß, Sie haben neben Ihrem guten Verstande auch ein sehr warmes Herz. Sie brauchen einen festen Anschluß an einen andern Menschen, und Sie leiden darunter, daß Ihr Anschluß an die Ihrigen nicht so fest ist, wie er wohl eigentlich sein sollte. Sind Sie mit ihnen zusammen, so glaube ich, daß Sie sich ihnen manchmal entfremdet fühlen; sind Sie getrennt, so würden Sie es doch schmerzlich empfinden, wenn der Mann, der an Ihrer Seite stände, die Ihrigen nicht recht anerkennen wollte. Das sind so Widersprüche, die ich begreiflich finde, die aber recht leicht einmal in Ihr Leben Schatten werfen könnten. Und weil ich nicht glaube, daß das an meiner Seite der Fall sein würde, und weil ich Sie so gut kenne und meine, daß wir trotz des Altersunterschiedes recht glücklich mit einander sein könnten, darum glaube ich nun doch, daß es kein Unrecht war, wenn ich Sie fragte, ob Sie meine Frau werden wollen."

Er schwieg und Anne-Marie fühlte sich so ergriffen

durch sein liebevolles Eingehen auf Vorgänge in ihr, die er richtig erfaßt hatte und klarer aussprach, als sie das selbst vermocht hätte, daß sie in diesem Augenblick entschlossen war, „ja“ zu sagen. Aber als wolle er sie daran verhindern, fuhr er nach einer kleinen Pause wieder fort:

„Sie sollen sich das alles ruhig überlegen, ich werde heute nachmittag eine kleine Geschäftsreise antreten, von der ich wahrscheinlich erst in drei Tagen zurückkommen kann. Dann, nach meiner Rückkehr, will ich Ihre Antwort wissen.“ Er hatte die Richtung, die nach dem Hause zu führte, eingeschlagen. Ein kleiner Weg zweigte sich hier nach dem Hofe ab. Er grüßte und schlug diesen Weg ein.

Anne-Marie stand einen Augenblick und sah ihm unschlüssig nach. Dann ging sie eilends dem Hause zu, lief in ihr Zimmer und schloß die Thür hinter sich ab. Sie mußte allein sein; im Augenblick hatte sie keinen anderen Gedanken, keinen anderen Wunsch, nur allein sein!

Aber da klopfte es auch schon an ihre Thür.

„Tante Ann'-Mie,“ rief Gertas Stimme. „Papa hat's zwar verboten, ich soll dich nicht holen, aber das neue Fohlen mußt du sehen.“

„Ein andermal Gerta, laß mich nur jetzt!“

„Ach nein, du mußt wirklich kommen, oder laß mich nur einmal zu dir herein und gieb mir einen Kuß, dann will ich wieder gehen!“

Anne-Marie öffnete seufzend die Thür.

Da flog das Kind wie ein Wirbelwind herein und umschlang ihren Hals.

„Komm, komm, das Fohlen mußt du sehen!“

„Ich kann jetzt nicht, Gerta, geh du allein!“

„Aber du mußt doch dem Papa Adieu sagen, er fährt fort.“

„Dein Papa verreist erst nachmittags.“

„Nein, nein, er hat nach der Uhr gesehen und hat gesagt: ich komme noch gerade zurecht zum Mittagszuge; Christoph spann an, hat er gesagt, mach schnell, hat er gesagt. Und Finchen kam gerade vorüber und hat gejammert: ‚ach du liebe Zeit, ohne Mittagessen wollen der gnädige Herr fortfahren‘, aber er hat gar nicht geantwortet und ist bloß ins Haus gegangen, um seinen Mantel zu holen.“

Anne-Marie fühlte, wie das Blut ihr in die Wangen stieg. Ihretwegen litt es ihn nicht mehr in seinem Hause, ihretwegen floh er so übereilt, so hastig; nicht eine Stunde mehr wollte er mit ihr unter demselben Dache weilen, ehe er ihre Entscheidung kannte. In ihrer Macht lag es, ihn zu halten — sie konnte es, wenn sie wollte. Sie machte einen Schritt der Thür entgegen. Aber auf der Schwelle blieb sie stehen. Wenn sie ihn jetzt zurückhielt, dann gehörte die Zukunft, gehörte sie selbst sich nicht mehr an — sein war dann alles, sein!

„Komm doch," bat Gerta und faßte ihre Hand. Mit einer hastigen Bewegung riß sie sich los, und dann stürzten plötzlich die Thränen aus ihren Augen, sie weinte fassungslos. Erstaunt und entsetzt zugleich sah Gerta sie an.

„Was ist dir, liebe, liebe Ann-Mie, was ist dir?" fragte sie selbst schon mit weinerlicher Stimme. „Ach bitte, bitte, weine doch nur nicht, ich will dich auch so lieb haben, so lieb!"

Anne-Marie umschlang das Kind und preßte ihren Kopf an seine Schulter.

Da klang das Rollen eines Wagens von unten her.

„Jetzt reist der Papa ab," flüsterte Gerta, durch Anne-Maries Thränen verschüchtert. Diese richtete sich auf und trocknete ihre Augen. Die Spannung, in der all ihre Nerven fieberten, hatte sich gelöst. Warum weinte sie denn, hatte sie denn nicht viel mehr Grund, glücklich, sehr glücklich zu sein? Und war es nicht so gut und rücksichtsvoll von ihm, sie jetzt allein zu lassen, so gut und rücksichtsvoll, wie eben nur er es zu sein verstand?

Anne-Marie wußte in diesem Augenblick, daß sie „ja" sagen würde, wenn er zurückkehrte. Sie beugte sich zu Gerta herab.

„Soll ich immer bei dir bleiben, Gerta, immer, immer?" fragte sie.

„Freilich mußt du bei mir bleiben, was sollte ich

denn machen ohne dich?" lautete die Antwort. „Nicht wahr, du gehst nie fort, nie, niemals?"

Sie küßte das Kind, und der Gedanke durchzuckte sie: „Nun bin ich seine Braut."

„Aber es ist gut, daß er es noch nicht weiß, daß niemand es überhaupt weiß," fügte sie hinzu.

Sie stieg mit Gerta die Treppe hinab. Das erste Gefühl der Enttäuschung, das sie empfunden hatte, als sie nach Markowitz kam und kein Schloß Petersberg fand, hatte sie längst gegenüber der geschmackvollen und zweckmäßigen Einrichtung des Hauses überwunden. Aber so hübsch wie heute war Markowitz ihr noch nie erschienen.

„Es ist wie sein Besitzer," dachte sie, „nicht prunkend und anspruchsvoll, aber alles schön und echt und am rechten Platze. Und das alles soll mein sein — das alles will er mir geben." —

Es war, als grüßten sie die Bäume des Parkes und die Blumen des Gartens; alles hatte ein besonderes Feiertagsgesicht, und wie ein Traum erschien es ihr, als sie über den Parkweg dahinschritt, daß sie noch vor kurzem auf dieser selben Stelle tödlich erschrocken ihm gegenübergestanden hatte.

Sie verstand sich jetzt selbst nicht, und doch war, was in ihr vorging, natürlich. Seine klare, gerade Persönlichkeit war wenig geschaffen, um eine jugendliche Mädchenphantasie zu beschäftigen. Einfach, wirklich gütig

und ein wenig nüchtern hatte er sich auch gezeigt, als er seine Werbung vorbrachte. Anne-Marie aber hatte nicht nur das warme, anschlußbedürftige Herz, das er bei ihr erkannt hatte, sie hatte auch ein volles Maß jugendlicher Phantasie, die er nicht verstand, weil er sie nicht besaß, nie besessen hatte.

Und nun er fort war, arbeitete Anne-Maries Phantasie an seinem Bilde, an dem sie nichts zu thun fand, wenn er ihr gegenüberstand. Er war der edelste Mensch, den sie kannte, und er hatte gewiß viel und schwer gelitten in all den einsamen Jahren. Und nun war er von ihr gegangen, wohl mit recht betrübtem Herzen, und seine Gedanken suchten sie — sie meinte es förmlich zu fühlen, wie er an sie dachte! Aber um so schöner sollte seine Rückkehr werden, und so sonnig wollte sie ihm die Zukunft gestalten, so ganz wollte sie für ihn und Gerta leben, daß er sehen sollte, es wäre der klügste Streich seines Lebens gewesen, sie zur Frau zu nehmen!

Frau von Daltitz! Sie mußte lachen!

Sollte sie es den Eltern mitteilen? Aber nein, sie wollte erst mit ihm darüber sprechen, er beurteilte ja alles so richtig, auch ihre Beziehungen zu ihren Eltern.

Was sie wohl zu Hause sagen würden, und Arved — Arved Doven?!

Sie zuckte ein wenig hochmütig die Lippen. Mein Gott, Arved Doven würde eben sehen, daß andere, die viel besser und klüger und erfahrener waren als er,

nicht die Ansicht hatten, daß sie eigentlich in die Kreise von Petersberg gehörte und am besten that, dort zu bleiben.

Jetzt brauchte sie erst recht nicht an Arved zu denken, sie hatte ja nun so viel Besseres zu thun.

Am Abend fragte sie Gerta, wie ihr Papa denn eigentlich mit Vornamen hieße, bisher war er ja für sie immer nur „Herr von Daltitz“ gewesen.

„Papa heißt Karl von Daltitz,“ sagte das Kind, „willst du Taschentücher für ihn sticken, daß du danach fragst?“

Anne-Marie lachte, nahm Gerta bei den Händen, drehte sich mit ihr im Zimmer herum und trieb allerlei Kindereien. Sie fühlte sich so glücklich im Gedanken, daß sie nun bald hier die Hausfrau und Gertas Mutter sein sollte, und bei der Vorstellung, daß sie von einem Manne wie Daltitz geliebt wurde. Sie hätte so etwas ja nie, niemals für möglich gehalten.

Als sie allein war, sprach sie seinen Namen halblaut vor sich hin: „Karl von Daltitz!“

Wie sonderbar das sein würde, wenn sie ihn „Karl“ nennen würde.

„Es wird mir ein bischen schwer werden,“ dachte sie, „er wird wohl immer Herr von Daltitz für mich bleiben.“ Aber dann lächelte sie still vor sich hin.

Am Morgen des dritten Tages kehrte Herr von Daltitz zurück.

Er nahm sich gar nicht die Zeit, seinen Mantel ab-

zulegen oder Anne-Marie bitten zu lassen, herunterzukommen.

Er stieg die Treppe hinan, ging direkt in das Schulzimmer, wo Anne-Marie Gerta gerade Lesestunde gab, und fragte, ihr beide Hände entgegenstreckend:

„Nun, Anne-Marie, ja oder nein?“

Sie hatte das Rollen des Wagens überhört und war wieder so erschrocken, daß die Stimme ihr versagte.

„Ja oder nein?“ wiederholte er.

Sie schloß die Augen und streckte die Hand nach ihm aus. Ihr war zu Mute, als stürze sie sich einen Berg hinab in einen unbekannten Abgrund, der sie erschreckte und zugleich doch unwiderstehlich anzog.

„Ja,“ flüsterte sie leise.

Da umschlossen sie seine Arme, sein bärtiger Mund drückte sich auf den ihren.

„Papa,“ schrie Gerta auf, „Papa!“

Er hob das Kind empor und hielt es Anne-Marie entgegen, als sei sie eine leichte Puppe und kein großes, neunjähriges Mädchen.

„Küsse sie,“ rief er glückstrahlend, „küsse sie, Gerta, sie wird deine Mama!“

Am selben Tage noch reiste Anne-Marie auf seinen Wunsch ab, um ihren Eltern ihre Verlobung mitzuteilen.

„Ich gebe zwar nichts auf das, was die Leute sagen,“ erklärte er, „aber eine Braut gehört nicht in das Haus ihres Bräutigams vor der Hochzeit, und mit gutem

Grunde sollen sie wenigstens nicht über dich zischeln, darum gehe zu deinen Eltern."

Es war der Sonnabend vor Ostern. Am zweiten Feiertage wollte Daltitz nach Petersberg kommen und die Hochzeit verabreden, die er in „spätestens drei Wochen" zu feiern wünschte.

VII.

„Ich hab's ja immer gesagt, unsre Anne-Marie ist ein Glückskind!" rief Frau Harbosky, als Anne-Marie ihr ihre Verlobung mitteilte. Der „Direktor" stand behäbig lächelnd daneben, hielt die Pfeife in der Hand, und drückte einen lauten Kuß auf die Wange seiner Ältesten. Elschen umarmte die Schwester und fing dann, das Gesicht an ihren Hals gedrückt, leise an zu weinen.

„Aber, Elschen, freust du dich denn nicht?" fragte Anne-Marie.

„Ach," seufzte die Kleine, „der arme, arme andre Karl!"

Anne-Marie verstand sie erst nicht.

„Der Karl Baumert," flüsterte Elschen, „er hätte ja alles gethan, was du nur gewollt hättest, er pflegte auch schon seine Hände" —

Anne-Marie lachte.

„Geh, Elschen, das war ja eine Kinderei!"

Frau Harbosky ging am ersten Feiertage nach der Kirche von Haus zu Haus und erzählte die freudige Nachricht allen guten Bekannten, roch dabei in jeder Wohnung den Feiertagsbraten, den es geben würde, und kam erfüllt von allen empfangenen Eindrücken nach Hause.

„Das Staunen," berichtete sie den Ihrigen, „das hättet ihr hören sollen, und wie sie uns alle beneiden! Bürgermeisters wird gewiß ihr Putenbraten nicht schmecken, aber sie hatten wirklich Putenbraten, ich hab' in die Küche gesehen. Und bei Apothekers war der Schweinsbraten angebrannt — nee, ich sage, wenn man drei Töchter im Hause hat, und dann noch angebrannten Schweinsbraten!! Aber für die Küche sind sie nicht, die putzen sich bloß. Und bei Weizmanns hatten sie eine Kalbskeule, so groß, ungelogen, und der junge Herr Weizmann drehte an seinem Schnurrbart und machte dazu ein Gesicht, wie die teure Zeit — der hatte, glaub' ich, auch ein Auge auf dich, Anne-Marie, und bei Baumerts da habe ich zum Alten gesagt: Sehn Sie, Herr Baumert, es kommt doch was dabei heraus, wenn man was für seine Kinder thut. Da hat er mich aber so von der Seite angesehen, als ob er mich beißen wollte."

„Mutter, bei Baumerts thun sie aber doch auch alles für ihre Kinder," rief Elschen, „der Karl" — —

„Ach, geh mir doch mit dem Tischler-Karl!"

„Du wirst ja sehn, daß der's noch mal weit bringt, Mutter!"

Der „Direktor“ hatte inzwischen im Hotel zum Schwarzen Adler, das zur Brauerei gehörte, Quartier für seinen „Schwiegersohn den Herrn Rittergutsbesitzer von Daltitz“ bestellt, und wer die große Neuigkeit noch nicht durch Frau Harbosky erfahren hatte, der wurde in der Schenkstube des „Schwarzen Adlers“ darüber orientiert.

Anne-Marie getraute sich nicht mehr aus dem Hause zu gehen, denn die Leute liefen an die Fenster, um ihr nachzusehen.

Sie hatte alle Mühe, es den Eltern auszureden, daß diese zu Ehren des „Schwiegersohnes“ eine Gesellschaft gäben, wozu sie große Lust hatten. „Ich wünschte, es wäre erst vorbei,“ seufzte Anne-Marie, als sie am Abend ihr Lager aufsuchte. „Wenn er nur nicht hier alles zu gewöhnlich und kleinlich findet!“

Der Gedanke regte sie so auf, daß sie nicht einschlafen konnte.

Am andern Tage konnte sie sich nicht dazu entschließen, auf den Bahnhof zu gehen und Daltitz abzuholen. Der Gedanke an all die neugierigen Blicke, denen sie ausgesetzt sein würde, war ihr unerträglich. Als ihr Vater aber allein zum Bahnhof gegangen war, quälte sie wieder die Vorstellung, daß er entweder zu vertraulich oder zu unterwürfig sein und Daltitz gleich von Anfang an verletzen könnte. In der Entfernung hatte sie es stets warm und wohlthuend empfunden, daß ihr im Elternhause so viel Liebe und Bewunderung entgegengebracht

wurde. Jetzt quälte sie die Vorstellung, daß Daltitz ihren Eltern gegenüber seine Verlobung bereuen könnte, und ihr Stolz bäumte sich dagegen auf. Mein Gott, warum mußten grade ihre Eltern so sein, wie sie eben waren. Ihr schien, als wäre es ihr hundertmal lieber gewesen, sie weniger gut und dafür etwas gebildeter zu wissen.

Elschen kam, mit geröteten Wangen und einen starken Bratenduft mit sich bringend, aus der Küche.

„Bist du glücklich, liebes Bräutchen?“ fragte sie, zärtlich den Arm um Anne-Marie schlingend, „jetzt kommt er ja bald.“

Anne-Marie küßte sie schweigend. Ach nein, glücklich konnte sie sich in der ängstlichen Spannung, die sie beherrschte, nicht fühlen.

„Anne-Marie, ißt er die Tauben lieber mit Rosinen- oder mit Leberfüllung?“ fragte Frau Harbosky, die Thür halb öffnend.

„Ich weiß nicht, Mama, ich glaube, wir hatten keinen Taubenbraten in Markowitz.“

„I, na, Taubenbraten ist aber doch gewiß was Vornehmes!“

„Ach, das ist ja ganz gleich, Mama, wenn das, was auf den Tisch kommt, nur gut ist — —“

„Nu nee, da weiß ich doch auch Bescheid, und das mußt du auch noch lernen, Anne-Mariechen, wenn du auch wegen den Büchern nicht viel Zeit zur Kocherei bis jetzt gehabt hast, aber Schweinefleisch und Rindfleisch,

das ist für die einfachen Leute, Geflügel ist immer vornehmer!"

„Da kommen sie!" rief Anne-Marie, und das Herz klopfte ihr bis zum Halse herauf, mehr aus Angst als aus Freude.

„Wo, wo?" Mutter und Schwester drängten sich neben Anne-Marie ans Fenster. Aus der gegenüberliegenden, nach dem Bahnhof führenden Straße kamen sie gerade heraus und schritten quer über den Marktplatz. Der „Direktor" machte mit seinen kurzen, dicken Beinen immer zwei Schritte, wenn Herr von Daltitz einen machte, und sah in seinem neuen hellgrauen Anzug unglaublich klein und breit aus neben der großen Gestalt seines künftigen Schwiegersohnes.

„Nein, was für 'n schöner Mann," rief Frau Harbosky und drückte dabei Anne-Marie's Arm, „sieht der vornehm und stattlich aus, bist du ein Glückskind, Anne-Marie. Nun muß ich aber schnell zu den Tauben, ich werde doch Rosinenfüllung nehmen!"

„Aber der ist ja gar nicht mehr jung" wollte Elschen sagen, verschluckte es aber, um Anne-Marie nicht zu kränken, und sah nur ein wenig ängstlich die Schwester an, auf deren Gesicht Röte und Blässe wechselten.

„Gehst du ihm denn nicht entgegen?" fragte sie leise.

„Komm," sagte Anne-Marie entschlossen und ergriff Elses Hand.

„O, ich doch nicht," rief Elschen, „ich muß in die Küche, um der Mutter zu helfen!"

Sie machte sich los und lief davon.

Anne-Marie wandte sich der Thür zu.

„Wenn er mich nur nicht küßen wollte — ach, wenn doch alles erst vorbei wäre!" dachte sie.

Unter der Hausthür kam sie den beiden entgegen, Daltitz umschlang sie ohne weiteres und küßte sie herzhaft. Sie aber sah an seinem großen Bart vorbei, wie in der geöffneten Spalte der Küchenthür die Köpfe von Mutter und Schwester erschienen und befriedigt lächelten.

„Meine liebe kleine Anne-Marie," sagte Daltitz und strich ihr die krausen Blondhaare aus der Stirn, „ich habe schon mit deinem Vater gute Freundschaft geschlossen auf dem Wege vom Bahnhof, nicht wahr, Herr Harbosky?"

„Jawohl, Herr von Daltitz, ich hatte die Ehre," antwortete der „Direktor" mit seinem breitesten Lächeln, und beide Männer schüttelten sich die Hand.

„Gott sei Dank," dachte Anne-Marie und dann: „es ist ja gerade, als ob er gewußt hätte, daß ich mich um ihre Begegnung ängstigte, daß er mich so gleich deswegen beruhigt! Mein Gott, wie einzig gut er doch ist, und wie klug!"

Und dann erschien ihr ihre Scheu und ihr Zurückbeben bei seinem Kuß wieder so thöricht, daß sie sich Vorwürfe gemacht hätte, wenn jetzt Zeit dazu gewesen wäre.

Aber Daltitz fragte nach ihrer Mutter, und als sie sagte, sie wolle sie aus der Küche holen, meinte er:

„Ach, ich weiß auch, wie es in einer Küche aussieht, ich gehe mit.“ Und ehe sie noch Einwendungen machen konnte, hatte er schon den Weg zur Küche mit ihr eingeschlagen und selbst die Thür geöffnet, wobei ihn der Küchenduft wohl geleitet hatte.

„Ich will nicht stören,“ sagte er, als Frau Harbosky und Else bei seinem Anblick erschrocken aufschrieen, „ich will nur der Mutter und Schwester meiner Anne-Marie 'mal die Hand drücken, dann gehe ich gleich wieder.“

Sie trockneten schnell ihre Hände an den blauen Küchenschürzen, und er nahm sie beide auf einmal zwischen die seinen und sagte:

„Sie können Vertrauen zu mir haben, ich werde unsre Anne-Marie glücklich machen!“

Von diesem Augenblick an hatte er sie beide ganz für sich gewonnen, und als er die Küche verlassen hatte, stand Frau Harbosky zwischen ihren Kochtöpfen mit gefalteten Händen da und sagte:

„Mir ist so feierlich zu Mute, wie in der Kirche — was macht unsre Anne-Marie für 'n Glück!“

Bei Tisch sprach Daltitz viel von seinem Töchterchen und ließ sich dafür Kindergeschichten von Anne-Marie und Else erzählen, was die Harboskys mit besonderer Vorliebe thaten, denn zwischen all dem Kleinkram ihres Alltagslebens glänzte doch immer das echte Gold ihrer

Liebe zu den beiden Kindern hell hervor, und in diesem einfachen, warmen Gefühl fanden und verstanden sie sich vorzüglich mit dem vornehmen Schwiegersohne. Anne-Marie war es, als wiche ein schwerer Druck von ihr, wie sie ihn so heiter und unbefangen zwischen den Eltern sitzen sah.

Daltitz hob sein Glas und trank ihr zu, und Anne-Marie hätte ihm um den Hals fallen mögen, so glücklich war sie, daß ihre Eltern und ihr Bräutigam sich so gut verstanden. Es war förmlich, als höbe seine Gegenwart die Eltern, anstatt dieselben, wie sie gefürchtet hatte, herabzudrücken.

Nach Tisch fuhr ein Wagen vor, den Daltitz schon auf dem Bahnhofe bestellt hatte. „Nun lade ich Sie alle ein, mit mir hinauf in den Petersberger Wald zu fahren," sagte Daltitz, „den habe ich noch in guter Erinnerung von meiner Lehrlingszeit in Petersberg her."

Das Städtchen lag am Fuß einer Hügelkette, welche zum Teil mit schönen Buchenwäldern bedeckt war und von der aus man einen weiten Ausblick in das sonst flache Land hatte.

Der Vorschlag wurde mit Freuden angenommen. Daltitz setzte sich neben den Kutscher, dem er bald die Zügel aus der Hand nahm.

Kurz hinter der Stadt sahen sie ein anderes Fuhrwerk halten, dessen Kutscher, neben dem Wagen stehend, gerade eine ziemlich auffallende Livree aus- und einen

alten geflickten Rock anzog. Auf dem Wagensitz aber saß Herr Weizmann jun. und grüßte ziemlich verlegen.

Else lachte.

„Was ist denn das für 'n sonderbarer Heiliger?" fragte Daltitz, sich auf seinem Kutschbock umwendend.

„Das ist der Sohn vom reichen alten Weizmann," berichtete der Direktor, „der soll sich in der Residenz sogar Equipage gehalten haben, der Alte weiß es aber nicht. Und nun läßt er, wenn er die Geschäftswege für den Vater besorgt, den Weizmannschen Fuhrknecht die Berliner Livree anziehen, um als vornehmer Herr im Lande herumzufahren. Wenn er aber nach Hause kommt, hat er Angst vor dem Vater, da versteckt er die Livree."

Daltitz lachte.

„Und dieser Mensch hat geglaubt, mir den Hof machen zu dürfen," dachte Anna-Marie, dem Weizmannschen Wagen nachblickend, und ein Gefühl tiefer Dankbarkeit gegen Karl Daltitz, dessen Liebe sie so hoch über die Sphäre des galanten Kommis erhob, erfüllte sie.

Nun hatten sie den Wald erreicht, der in seinem Schleier von jungem, sprossendem Laube im Strahl der Frühlingssonne grün-goldig vor ihnen lag.

Stolz und dankbar legte Anne-Marie ihren Arm in den ihres Bräutigams. Das junge Paar schritt voran, die anderen blieben bald weit zurück. Durch Anne-Maries Gedanken flog die Vision des bekannten Bildes „Endlich allein". Sie war zum erstenmal mit ihrem Bräutigam

allein, und über ihren Häuptern wiegten sich die lichtgrünen Zweige des Frühlingswaldes und zwitscherten die Vögel ihre Liebeslieder. Anne-Marie war, als müßten all die Widersprüche, die in der letzten Zeit in ihr gekämpft und sie bald Daltitz entgegengetrieben, bald sie wieder von ihm entfernt hatten, sich nun für immer lösen, beim Klange seiner Stimme. Wie die Knospe den Sonnenstrahl erwartet, unter dem sie sich zur Blume entfalten wird, so klopfte ihr Herz jetzt den Liebesworten entgegen, die sie von Karl Daltitz zu hören erwartete. Sein Herz war erfüllt von den Gefühlen, die solche Worte auf die Lippen rufen, aber es war nicht seine Art, über Gefühle viel zu sprechen. Anne-Marie wußte ja, daß er sie liebte, da er sie zur Frau haben wollte, wozu sollte er also darüber reden? Es erschien ihm so selbstverständlich, daß er sich freute, sie jetzt an seiner Seite zu haben, daß er sich thöricht erschienen wäre, wenn er es noch ausgesprochen hätte, und dieses Alleinsein zu stürmischen Zärtlichkeiten zu benutzen, wäre ihm unwürdig erschienen. Er begnügte sich, Anne-Maries Arm ein wenig fester an sich zu drücken und zu sagen:

„Sieh, hier bin ich vor zwanzig Jahren das letzte Mal gewesen — die Buchen haben ein famoses Wachstum — was sind das für Bäume geworden seither!"

Sie waren ziemlich schnell bergan gestiegen und standen nun auf einer kleinen Waldblöße, von der aus man den Hof und Park von Petersberg übersah. Aus

den Parkwipfeln ragten die Türme des Schlosses empor und auf dem Wege, der von dort aus nach dieser Stelle des Waldes hinaufführte, kam ein leichter Wagen in schnellem Tempo daher.

Anne-Maries Arm zuckte in jähem Erschrecken.

„Die Dovens!“ rief sie und machte eine Bewegung, als wollte sie sich umwenden, zur Flucht. Daltitz hielt die Hand vor die Augen, um sie vor der Sonne zu schützen, und sah scharf nach dem Wagen herab.

„Ich glaube wirklich, es ist eine ältere Dame und ein junger Mann — nein, bitte, bleibe hier, Anne-Marie, wir können doch nicht wie ein paar Holzdiebe davonlaufen, wir wollen sie hier erwarten. Mich freut's, die alte Frau wiederzusehen; ich dachte schon, daß ich ihr ohnehin einen Besuch machen müßte, sie war immer sehr freundlich zu mir.“

„Da ist unser Pärchen!“ klang die breite Stimme des Direktors aus dem Walde hervor, „he, he, he,“ er lachte behaglich, „gut unterhalten, Herr von Daltitz? Na, wir waren auch 'mal jung, da weiß man, daß man die Eltern bei so 'nem Waldspaziergang nicht immer auf der Tasche braucht — he, he, he —“ er stand neben Daltitz zog ein mächtiges rotes Taschentuch hervor und wischte sich die Stirn, während Frau Harbosky und Elschen neben Anne-Marie traten.

„Ach, die schöne Aussicht — nee, das sind ja wohl gar die Herrschaften aus dem Schloß,“ rief Frau Har-

bosky, ihren Naturenthusiasmus unterbrechend. „Na, die werden sich schön wundern!“

Zu wundern schienen sie sich allerdings, denn die Insassen des Wagens sahen jetzt offenbar sehr aufmerksam nach der Menschengruppe hin, die sie da unter den Buchen erwartete. Da der Weg bis zum Walde von der Stadt aus ziemlich weit war und ein näher gelegener Biergarten viel mehr Anziehungskraft für die Petersberger Bürgerfamilien hatte, so gehörte es zu den Seltenheiten, daß man hier Städter begegnete.

„Siehst du, Mama, ich glaube, wir müssen doch ein Verbot, den Wald zu betreten, anbringen lassen,“ sagte Arved Doven, ohne die dort Stehenden zu erkennen. „Wenn die Petersberger Menschheit so ohne weiteres da oben herumläuft, wird sie uns den ganzen Rehstand verderben; ganz gut, daß wir kommen, das wird die da verscheuchen.“

Aber „die da“ blieben stehen, als der Wagen näher kam, grüßten die beiden Herren sogar herüber.

„Alle Wetter,“ rief Arved plötzlich, „das sind die Harboskys — es ist also was dran, an der Verlobungsgeschichte, die deine alte Wirtschafterin heute früh erzählte, Mama.“

„Wie langweilig, die Menschen hier zu finden,“ meinte Frau von Doven, „um so schlimmer, als der Weg im Walde so schlecht ist, daß ich mit den Stuten dort nicht fahren lassen kann — na, wir wollen's möglichst

kurz abmachen, Arved, und dann zu der Schonung gehen, die ich dir zeigen wollte."

Der Wagen hielt. Da trat Daltitz heran, entschuldigte sein Eindringen in den Wald und erinnerte Frau von Doven an ihre frühere Bekanntschaft. Frau von Doven hatte auf das Geschwätz der Leute von Anne-Maries vornehmer Verlobung nur halb hingehört, und den Namen des Bräutigams gar nicht beachtet. Des früheren Eleven ihres Mannes erinnerte sie sich sehr gut.

„Wie, Sie sind es, Herr von Daltitz," rief sie, nun diesem die Hand reichend, „welch unerwartetes Wiedersehen!"

Daltitz begrüßte nun auch Arved.

„Sie habe ich als Kind oft auf dem Arm gehabt," sagte er, „erkannt hätte ich Sie jetzt freilich nicht."

Die Harboskys standen mit etwas verlegenen und doch stolzen Gesichtern daneben, und der Direktor hatte die Hand mit dem roten Taschentuch in den Rücken gelegt und warf sich in die Brust, als wolle er von vorn herein sagen: ich gehöre auch dazu.

„Sie wissen, daß ich mich verlobt habe?" fragte Karl Daltitz nun, „Sie kennen meine Braut?"

„Ich gratuliere Ihnen, liebe Anne-Marie," sagte Frau von Doven, „ich bin manchmal so zerstreut. Ich hatte wohl gehört, daß Sie eine Stellung hatten, wußte aber nicht bei wem, sonst wäre der Name mir doch wohl

aufgefallen. Sie übernehmen ernste Pflichten, Stiefkinder —“

„Nur ein Töchterchen, gnädige Frau, das ich sehr lieb habe.“

„Und das diese Liebe voll erwiedert,“ sagte Daltitz, Anne-Maries Arm in den seinen legend.

Nun mischte sich Frau Harbosky ins Gespräch.

„Sehen Sie, gnädige Frau, ich habe doch immer gesagt, daß meine Anne-Marie ein Glückskind ist,“ sagte sie und glühte dabei teils von der Anstrengung des Marsches, teils in dem stolzen Gefühl, daß nun endlich der Augenblick gekommen sei, wo sie der im übrigen von ihr verehrten Frau von Doven die einzige, nie überwundene Kränkung, die diese ihr hatte zu teil werden lassen, vorhalten konnte.

„Sehen, gnädige Frau, man soll sich ja natürlich nichts darauf einbilden, und das thun wir ja auch nicht, aber eine gnädige Frau wäre unsere Anne-Marie doch nie geworden, wenn ich sie bloß hätte schneidern lernen lassen.“

„Nun, es ist ja auch recht schön, daß alles so gut geworden ist,“ sagte Frau von Doven, ein wenig überlegen auf die echauffierte kleine Frau herabsehend, „wir wollen Sie übrigens hier nicht aufhalten —“ sie sah sich nach Arved um. Doch zwischen ihm und ihr stand der Direktor in ganzer Breite und sagte mit überlauter Stimme:

„Ich habe nämlich meinem zukünftigen Herrn Schwiegersohn Ihren Wald zeigen wollen, weil er doch auch einen großen Waldkomplex besitzt, und es würde ihn gewiß auch sehr interessieren, sich die Schonung, zu der Sie hinwollen, mit anzusehen, denn er versteht 'was davon — er ist ja selbst Rittergutsbesitzer —“ er lachte, als habe er einen großen Witz gemacht, und Daltitz, der schon bei Frau Harboskys Worten seine Hand wie beschwichtigend auf Anne-Maries Arm gelegt hatte, fühlte, daß die Scene durch das Benehmen der beiden Alten peinlich für diese sein mußte und kürzte sie ab, indem er erklärte, daß er seine Braut und deren Eltern zurückbegleiten wolle und daß er mehr Jäger als Forstverständiger sei. Im übrigen werde er sich erlauben, am Nachmittage seinen Besuch im Schloß zu machen, obgleich er schon gehört habe, daß von seinen alten Bekannten niemand mehr in der Wirtschaft sei.

„Ja, zwanzig Jahre ist freilich eine lange Zeit,“ sagte Arved, und Anne-Marie war es, als betrachte er sie mit einem sonderbaren, mitleidigen Blick dabei. Aber sie wußte nicht recht, galt dieser Blick ihr oder ihrem Bräutigam. „Verzeihen Sie übrigens, daß ich noch gar nicht gratuliert habe,“ sagte Arved dann, sich direkt an sie wendend, „Ihr Herr Vater hielt mich fest — gehorsamsten Glückwunsch!“ Er verbeugte sich, und Anne-Marie war so erregt und befangen, daß sie nicht im stande war, ein Wort hervorzubringen und erst erleichtert aufatmete,

als man sich von den Dovens getrennt hatte. Die gehobene Stimmung, in der sie den Wald betreten hatte, war unwiederbringlich dahin. Im Zusammentreffen mit den Dovens hatte sie den Abstand zwischen jenen Kreisen, zu denen auch ihr Bräutigam gehörte und zu denen sie sich hingezogen fühlte, und ihren Eltern, wieder so recht deutlich gefühlt. Und nun war es ihr, als höre sie Arved zu seiner Mutter sagen: der arme Daltitz, es muß doch fatal sein, in so eine Familie hineinzuheiraten. Ja freilich, er, Arved hätte das nie gethan, und Daltitz? Litt er nicht auch darunter? Mußte er nicht darunter leiden? Es kam ihr vor, als sei auch er jetzt stiller und ernster als vorher. Dagegen sprach der Direktor ungewöhnlich viel und ließ sich darüber aus, daß sie doch alle ganz gemütlich hätten die Schonung zusammen besehen können u. s. w. Als sie den Wagen wieder erreicht hatten, setzte Anne-Marie sich schweigend in ihre Ecke. Es lag wie ein dunkler Schatten über ihr, der sie verhinderte, klar zu denken. Nach Tisch machte Daltitz einen kurzen Besuch bei Frau von Doven. Während seiner Abwesenheit glaubte Anne-Marie sich über das, was sie zu thun hatte, klar geworden zu sein. Der mitleidige Blick Arveds verfolgte sie förmlich, als übe er einen Zwang auf sie aus. Sie nahm ihren Hut und entfernte sich in der Richtung des Parkes.

„Sie geht ‚ihm‘ entgegen,“ sagte Frau Harbosky lächelnd zu Else, die verständnisvoll nickte. Ja, Anne-

Marie ging Daltitz entgegen und wartete auf ihn auf dem Wege, der von der Stadt zum Park führte. Aber sie wartete nicht, wie die Mutter glaubte, in bräutlicher Ungeduld, um noch einmal vor seiner Abreise, die am Abend stattfinden sollte, allein mit ihm zu sein. Sie wartete, um ihm das zu sagen, was sie glaubte ihm und sich schuldig zu sein: „Ich weiß, es ist zu schwer für dich, mir dein Wort zu halten, nachdem du die Meinigen kennen gelernt hast; ich weiß, du schämst dich ihrer deinen Standesgenossen gegenüber, und darum laß uns lieber scheiden, denn ich bin viel zu stolz dazu, um dich durch mich leiden zu sehen. Ich ertrage das nicht!"

Und als er nun kam, ihr freundlich entgegenschritt und sie ihm die Worte sagte, die ihr so schwer auf der Seele lagen, daß sie meinte, diesen Druck nicht länger tragen zu können, da schwieg er zuerst betroffen. Dann beugte er sich ernst zu ihr herab und blickte ihr in die Augen.

„Ich wußte nicht, daß du so leidenschaftlich empfindest, Anne-Marie," sagte er, „aber es schadet nichts, ich habe dich nur um so lieber deswegen. Was du aber da sagst, das ist Thorheit. Unter kleinen Schatten, die einmal kommen und vorbeiziehen, leide ich nicht wirklich — und du sollst auch nicht darunter leiden — Menschen sind wir eben alle und haben als solche unsere Schwächen, die wir gegenseitig tragen müssen. Eins sollst du mir aber versprechen für alle Zukunft: erschreckt dich einmal

wieder so ein Schatten, drängt sich etwas zwischen uns, was es auch sei, du wirst immer zu mir kommen und wirst es mir wahr und unumwunden sagen, wie eben jetzt; willst du das?" Sie nickte. Die Thränen rannen ihr über die Wangen. „Mein Gott," dachte sie, „wie viel klüger und besser ist er doch als alle anderen Menschen."

Am Abend reiste Daltitz ab, und am nächsten Morgen, während Anne=Marie einige Besorgungen in der Stadt machte, ereignete sich etwas sehr Ungewöhnliches — Else schrieb einen Brief. Sie hatte sich zu diesem Zweck eine Kiste vor eine Bodenlucke gerückt, denn so glaubte sie am ungestörtesten zu sein, und dort schrieb sie — an Karl Baumert.

„Lieber Herr Karl, durch Fremde sollen Sie es nicht erfahren, deshalb schreibe ich es Ihnen, und schreibe auch gleich dazu, daß es mir doch lieber anders wäre — wie? das wissen Sie schon, aber, sehen Sie, so etwas kommt manchmal, man kann es nicht ändern, man muß es sich gefallen lassen. Und für Anne=Marie ist es ja vielleicht wirklich ein Glück — wenn es mir auch sehr, sehr leid thut, lieber Herr Karl! Der Herr von Daltitz will Anne=Marie heiraten und in drei Wochen soll die Hochzeit sein. Und er ist ein sehr guter und freundlicher, lieber Herr, kein bißchen stolz — Mutter sagt, Anne=Marie macht ein sehr großes Glück, und da will ich es auch glauben. Die Anne=Marie war ja immer so apart,

sie wird vielleicht gut zu einer vornehmen Frau passen. Ich habe sie gestern abend, als wir schlafen gingen, gefragt: ‚bist du nun recht glücklich, Anne-Marie?‘ Da hat sie geantwortet: ‚Ich hoffe, ich werde es sein, Elschen — er ist ja so gut.‘ Und gut, das ist er wirklich! Und nun seien Sie mir nicht böse, lieber Herr Karl, daß ich es Ihnen zuerst gesagt habe, aber ich dachte, es ist besser, als wenn Sie es durch Fremde erfahren, und, ich kann ja nichts dafür, Herr Karl! Und darum, weil ich ja doch nichts dagegen thun kann, darum seien Sie nicht böse

Ihrer

Else Harbosky.“

VIII.

Mehr als zwei Jahre waren seit Anne=Maries Hochzeit vergangen, und seit einem halben Jahre war sie Mutter eines Söhnchens; aber seit der Geburt dieses Kindes konnte sie sich nicht recht erholen und mußte alle Anstrengungen vermeiden. Anstatt Daltitz auf seinen Wegen zu begleiten, lag sie stundenlang auf einer Chaise=longue, die Daltitz für sie auf die Veranda hatte hinaus=tragen lassen, und da auch die Beschäftigung mit den Kindern sie oft angriff, begann sie viel zu lesen. Sie war viel allein, da Daltitz an seine Beschäftigungen im Freien gewöhnt war nnd sie ihn daran nicht hindern mochte. So war es natürlich, daß sich an ihre Lektüre oft lange Träumereien schlossen, in denen die Gestalten aus den Dichtungen, die sie las, und die Beschreibungen fremder Örtlichkeiten oder ferner Länder sich zu einem wundersamen Gemisch verwoben, das Anne=Maries

Phantasie reizte und oft eine dumpfe Sehnsucht nach etwas Unbekanntem, Fernem in ihr wachrief.

Kam dann Daltitz oder wurden die Kinder ihr gebracht, so vergaß sie ihre Phantasiebilder, aber in der Einsamkeit kehrten dieselben stets wieder. Dabei blieb Anne-Marie blaß und matt, und der Hausarzt erklärte schließlich, sie müsse es mit einer Luftveränderung versuchen.

Also reisen! Der Gedanke regte Anne-Marie auf. Sie war noch nie wirklich gereist. Dann wieder meinte sie, sie könne sich von den Kindern und der Häuslichkeit nicht losreißen. Aber Daltitz gab den Ausschlag. Er wollte seine Frau wieder frisch und blühend haben, es mußte etwas für sie geschehen. Der Doktor riet zu einem Aufenthalt an der Nordsee und empfahl Borkum, das als Insel von allen Seiten Seeluft hat und komfortabel ist, ohne geräuschvoll zu sein.

Anne-Marie suchte die Insel auf der Karte, und ein ängstliches Gefühl überkam sie, als sie die Entfernung zwischen ihr und Markowitz betrachtete. Aber Daltitz war entschieden. Es sollte bei Borkum bleiben; er wollte Anne-Marie aber nur hinbringen, da er einen neuen Beamten hatte, auf den er glaubte, sich noch nicht genügend verlassen zu können, um längere Zeit abwesend zu sein. Damit Anne-Marie aber nicht allein bliebe, wurde Else eingeladen, die mit Freuden bereit war, die Schwester zu begleiten.

So reisten sie alle drei ab. Else jubelnd über die Aussicht, eine Reise zu machen. Anne-Marie etwas ängstlich dem Unbekannten entgegensehend.

„Du bist zu sehr verwöhnt worden in deinem schönen Markowitz," sagte Else, über Anne-Maries Umständlichkeiten bei der Abreise lachend.

„Sie ist leidend und muß sehr gepflegt werden," versicherte Daltitz.

Merkwürdigerweise bekamen die Aufregungen der Reise Anne-Marie sehr gut. Schon als sie in Emden das Schiff betrat, hatte sie glänzendere Augen und einen leichten Anflug von Farbe auf den blassen Wangen. Sie hatte noch nichts von der Welt gesehen und blickte mit den neugierig erstaunten Augen eines Kindes um sich.

„Da das Reisen dir so viel Freude macht, wollen wir eine nachträgliche Hochzeitsreise unternehmen, sobald du erst wieder ganz gesund bist," sagte Daltitz, der es wie einen Vorwurf empfand, daß er seine Frau diese zwei Jahre hindurch nur für sich ganz allein behalten und ihr nie etwas von der Welt gezeigt hatte. Er war in seiner ersten Jugend ziemlich viel gereist, hatte sich aber nun so in Markowitz eingesponnen, daß er kein Bedürfnis nach Abwechselung empfand.

Anne-Marie stand neben ihm und blickte träumerisch auf die von weißem Schaum bekrönten Wellen, über denen ein paar Möven sich schaukelten. Da war kein Waldstreifen, der den Horizont begrenzte, wie in der Heimat,

weit, unendlich weit dehnte das Meer sich aus und schien in duftiger Ferne mit dem Himmel zusammenzufließen.

„Dort liegt die weite, unbekannte Welt," dachte Anne-Marie, und ihr war zu Mute, als läge eins der Bücher vor ihr aufgeschlagen, wie sie sie in letzter Zeit gelesen hatte, eins jener Bücher, zu deren Lektüre sie früher nie gekommen war, und die ihr nun plötzlich einen Blick in eine ihr noch unbekannte Welt der Poesie oder der Leidenschaft erschlossen hatten. Was würde sie noch lesen in dem Buche, das da vor ihr aufgeschlagen lag? Was würde sie noch sehen von dieser fremden, fernen Welt, von der sie noch nichts wußte und von der sie doch träumte?

„Wenn ich euch nur ein paar bekannte Menschen verschaffen könnte, ehe ich abreise," sagte Daltitz, „zu Hause, wo du die Kinder und mich hast, vermissest du den Verkehr ja nicht, aber im Bade, das ist so ganz etwas anderes!"

Als sie in Borkum angekommen waren und sich installiert hatten, sah Daltitz die Fremdenliste durch, ohne bekannte Namen oder auch nur solche, mit denen er eine Bekanntschaft gewünscht hätte, herauszufinden. Nun begnügte er sich damit, Anne-Marie in der Bibliothek zu abonnieren, sich von Else versprechen zu lassen, daß sie fleißig vorlesen wollte, und den Strandkorbwärter durch ein Trinkgeld zu besonderen Diensten für seine Damen zu verpflichten.

Am Abend vor seiner Abreise kam er von einer Abschiedspromenade am Strande ganz aufgeräumt nach Hause.

„Rate, wen ich getroffen habe,“ rief er Anne-Marie zu und fuhr dann, ohne Antwort abzuwarten, fort:

„Der junge Doven ist hier — ist bei einem Rennen gestürzt — seitdem nervös, da haben sie ihn zur Erholung hergeschickt, damit er bis zum Manöver wieder auf die Beine kommt. Wir haben uns so gefreut, uns hier zu treffen, als ob wir längst intime Freunde wären; er sagt er läge hier, wie ein Fisch auf dem Trocknen, denn in dieser frühen Saison sei jedes Seebad langweilig, Borkum aber ganz besonders. Ich habe ihn gebeten, sich Eurer etwas anzunehmen, und er war sehr erfreut über die Aussicht, Gesellschaft zu finden. Ich habe ihm auch den Platz gezeigt, wo Euer Strandkorb gewöhnlich steht, da wird er euch morgen aufsuchen. Es ist mir wirklich sehr lieb, zu wissen, daß ihr hier einen männlichen Berater finden werdet!“

Anne-Marie hatte schweigend zugehört.

„Ich wünschte, er wäre nicht hier, er wird uns nur genieren,“ sagte sie plötzlich.

Daltitz sah sie verwundert an.

„Aber Kind, sei doch nicht so menschenscheu, mir ist es so angenehm, ihn für euch ausfindig gemacht zu haben, und er ist so ein netter Kerl, mit dem ich mich eine halbe Stunde lang sehr gut unterhalten habe. Du mußt

wirklich freundlich zu ihm sein, wenn er morgen herankommt."

„Mir macht's Spaß, daß der grade hier ist," erklärte Else; „früher hat er uns so ein bißchen von oben herab behandelt, weißt du noch, Anne-Marie, damals, als wir Schlittschuh liefen — nun muß er uns doch für voll ansehen, nicht wahr? O, das wird Mutter freuen, wenn ich ihr das schreibe!"

Daltitz lachte unbefangen.

„Ich wünschte, er wäre nicht hier," wiederholte Anne-Marie. Am Abend kam sie noch einmal zu Else, als diese eben schlafen gehen wollte.

„Es wäre mir lieb, wenn du nichts über Herrn von Doven nach Hause schriebst," sagte sie. Else sah sie erstaunt an.

„Warum denn?" fragte sie.

„Ich möchte nicht, daß die ganze Stadt davon spräche, thue es mir zu Liebe, Else!" bat Anne-Marie.

Da versprach Else seufzend die Begegnung nur ganz beiläufig zu erwähnen.

IX.

Wie eine riesige Perlmutterschale lag das Meer fast wellenlos unter dem sommerlichen Abendhimmel; in lichtem Graublau und rötlichem Grün schimmerte die weite Fläche, über der eine Unzahl von leichten Booten kreuzte und weiße Möven hin und her zogen. Es war Ebbe. In einer tieferen Stelle des Strandes war ein Wasserarm stehen geblieben; zwischen ihm und dem Meere lag eine langgestreckte flache Sandinsel und auf dieser schritt, sich dunkel von dem hellen Hintergrunde des Wassers abhebend, eine schlanke Männergestalt auf und ab.

„Da, das ist er!“ flüsterte Else Anne-Marie zu.

Sie saßen beide in ihrem etwas abseits von den anderen stehenden Strandkorbe, den sie heut nicht wie gewöhnlich am Morgen, sondern erst zu späterer Nachmittagsstunde aufgesucht hatten, weil Anne-Marie nach Daltitz's Abreise zwischen den Dünen umhergeschweift war und

den Gang an den Strand immer wieder verschoben hatte, so sehr Else auch dazu drängte.

„Da ist er," flüsterte sie nun, als sie Arved Doven auf der schmalen Landzunge hin und her gehen sah.

Anne-Marie schlug statt aller Antwort das mitgebrachte Buch auf: „‚Karin von Schweden.' Komm, fang' an," sagte sie, Else das Buch hinreichend.

„Ich möchte wissen, wie er da hinübergekommen ist und ob er nun über das Wasser springen oder mitten hindurchgehen wird, um auf den Strand zu kommen," reflektierte Else.

„Was kümmert's dich; wenn es ihm Freude macht, aufzufallen, so ist das seine Sache," erwiderte Anne-Marie.

„Bist du ihm denn immer noch böse?" fragte Else, „und weshalb glaubst du, daß er auffallen will?"

„Du siehst es doch! Geht irgend ein anderer Mensch auf diesem übrig gebliebenen Strandstreifen mitten im Wasser spazieren?" Sie tippte ungeduldig mit dem Finger auf das Buch. Else sah immer nach Arved Doven hinüber.

„Merkwürdig sieht es aus, als ob er ganz allein zwischen Erde und Meer stände — und wie schlank er ist, was für eine gute Figur er hat!"

„Werden wir heute überhaupt noch lesen?" fragte Anne-Marie.

Seufzend griff Else nach dem Buch. Arved Doven an und für sich interessierte sie nicht übermäßig, aber

ein junger Herr gehörte doch eigentlich zur Staffage eines Badelebens; in all den Romanfragmenten, die sie daheim im Journal-Lesezirkel durcheinander las, gehörten Badegeschichten und junge Herren unzweifelhaft zusammen, und es verdroß sie, daß Anne-Marie dem einzigen Exemplar der letzten Gattung, das ihnen hier zugänglich war, aus dem Wege ging, und zwischen den Dünen blieb, während Arved Doven sie doch sicher am Strande gesucht hatte. Nicht ohne Zweck hatte sie ihren weißen Strandhut an die Spitze ihres Korbes gehängt, wie ein Etikett, das bedeuten sollte: nun sind wir endlich da. Und nun war auch „er" da, aber er war jetzt in den Anblick des Meeres vertieft und sah den Hut nicht.

Else begann die Lektüre.

„Das sind die Fälle des Trolhätta. Sie kommen daher wie das Schicksal, friedlich, durchsichtig und küssen die nickenden Gräser, die sich auf sie herabneigen. Dann ein Wirbel, ein schnelleres Rauschen, unmerklich, ahnungslos — doch die Stille, die Klarheit sind dahin und kehren nicht wieder. Geschwinder schießen sie fort, immer hastiger getrieben, unaufhaltsamer und unabwendbarer, doch plötzlich stürzen sie tosend in die verschlingende Tiefe hinab."

Anne-Marie schauerte leise zusammen.

„Lies mir das noch einmal," bat sie.

Sie wußte selbst nicht, was es war, das sie so ergriff in diesen Worten. Aber es war ihr manchmal so

gegangen, seit sie angefangen hatte, sich in die ihr bis dahin fremde Welt der Romantik zu vertiefen. Irgend ein Wort packte sie, rief gleichsam ein Echo in ihr wach, etwas, das in ihr schlief und das sie selbst noch nicht kannte.

Else las:

„Das sind die Fälle des Trolhätta" — —

Da fiel plötzlich ein Schatten auf das Buch — sie blickte auf — Arved Doven stand grüßend vor den Schwestern.

Else errötete vor Vergnügen. Anne-Marie neigte den feinen blassen Kopf nur ein wenig und sagte, Arved kaum mit einem flüchtigen Blick streifend und dann auf die weite Wasserfläche hinausblickend:

„Mein Mann hat mir erzählt, daß Sie hier wären."

„Zu meinem großen Bedauern ist er abgereist," sagte Arved; „es that mir sehr leid, ihn nicht früher getroffen zu haben, ich langweile mich schon seit vier Tagen hier." —

„Wir kamen vor drei Tagen an und sind viel gesegelt, da mein Mann das sehr liebt."

Es war ihr ein förmliches Bedürfnis, in Arveds Gegenwart von Daltitz zu sprechen.

„Das ist auch meine ganze Passion," sagte Arved lebhaft, „und da sie ebenfalls Freude daran finden, wollen wir doch recht viel segeln; man hat ja ohnehin hier nichts anderes, und ich denke, ich werde in vierzehn Tagen nach Norderney übersiedeln, wo doch mehr los ist."

„Ich finde es schön hier!"

„Na, ich weiß nicht, das ewige Meer wird doch schließlich langweilig."

„Waren Sie denn schon in den Dünen?" fragte Else; „Anne-Marie findet es dort so schön."

„Wirklich?" Er schob sich einen Klappstuhl, der herrenlos in der Nähe stand, heran.

„Er hätte warten können, bis ich ihn dazu aufforderte," dachte Anne-Marie und lehnte den Kopf wie ermüdet an die Rückwand des Korbes, während Else munter von einer Expedition nach der Mövenkolonie plauderte, die Daltitz mit ihnen gemacht hatte.

„Sie haben schon mehr von der Insel gesehen als ich; ich war allerdings auch abscheulich herunter, als ich herkam, aber die Seeluft thut gut," sagte er.

Er plauderte in heiterem Ton mit Else weiter, während Anne-Marie meist schwieg, und nur die großen dunklen Augen, die so eigentümlich aus dem weißen Gesicht hervorleuchteten, verrieten, daß sie innerlich nicht so ruhig und fast apathisch war, wie sie sich äußerlich gab. Nach einer halben Stunde erhob sie sich, um sich von Arved zu verabschieden und nach Hause zu gehen.

Er blickte ihr nach.

„Merkwürdig," murmelte er, „sie ist sehr verändert — ob sie nicht glücklich mit dem biederen Daltitz ist? Freilich, der Altersunterschied ist groß!"

Er schlenderte noch einmal den Strand entlang,

kaufte Cigarren in dem Zelt, das ein Industrieller an der Treppe, die zu den Hotels führt, aufgeschlagen hatte, begrüßte ein paar Herren, die seine Tischnachbaren waren und mit denen er Bemerkungen über Wetteraussichten austauschte, und stand dann lange, an das Geländer gelehnt, um dem Schauspiel der heranbrausenden Flut, die schon den Sandstreifen, auf dem er vorhin gegangen war, überdeckte, zuzusehen. Und zwischendurch kehrte er immer wieder zu demselben Gedankenrefrain zurück:

„Wie diese Anne-Marie sich verändert hat! Was für merkwürdige Augen sie doch hat!“

X.

Am nächsten Tage machten sie eine Segelfahrt zusammen und wieder plauderte er meist mit Else, während er über Anne-Marie nachdachte und sich die Frage wiederholte, ob sie glücklich sei.

Es war die Rede von dem Buche, dessen Lektüre die Schwestern gestern begonnen hatten.

„Karin von Schweden? das ist eine alte Geschichte, glaube ich," sagte Arved, „nichts eigentlich Modernes, aber jemand hat mir 'mal gesagt, daß es hübsch sei."

„Es ist sehr schön," sagte Anne-Marie, sich plötzlich einmischend, in bestimmtem Ton.

„Kommt der Trolhätta nicht darin vor?" fragte Arved.

„Ja," sagte Anne-Marie, „wie ein Refrain kehrt es immer wieder zurück: es ist gut sitzen an den Fällen des Trolhätta, für den, der etwas vergessen will, das die fallenden Wasser überhallen."

Sie sagte das mit etwas leiserer Stimme und blickte auf das Meer hinaus, so sonderbar, als höre sie dort in der Ferne die Trolhättafälle rauschen.

Arved sah sie an. Wie ein Bild erschien sie ihm, über dessen Namen man grübelt. Heißt es „Sehnsucht“ oder „Erinnerung“ oder nur einfach „Poesie“?

„Lesen Sie viel in Ihrer ländlichen Einsamkeit?“ fragte Arved.

„Erst seit etwa einem halben Jahre,“ antwortete sie, „erst seitdem ich nicht recht frisch bin und so viel auf dem Sofa liegen muß. Früher hatte ich keine Zeit dazu.“

„Keine Zeit?“ wiederholte er ganz erstaunt.

„Gewiß nicht,“ erwiderte sie. „Zuerst galt es das Seminar absolvieren, das Examen machen — da hat man nur Zeit, die Bücher zu lesen, die sich auf das, was man wissen muß, beziehen. Dann übernahm ich den Unterricht meiner kleinen Gerta — die mich ganz in Anspruch nahm — dann, nach meiner Verheiratung, war ich fast den ganzen Tag mit meinem Mann unterwegs, reitend, fahrend oder gehend“ —

„Aber wie kann man denn so viele Zeit auf den Feldern zubringen?“

„Mein Mann interessiert sich sehr für seine Wirtschaft, und ich — ich konnte ja nicht Roggen von Weizen unterscheiden, für mich gab es so viel Neues zu lernen, und unsre Wälder sind so schön, ich lernte die Kulturen kennen, wir beobachteten das Wild“ —

„Aber am Abend, wenn man draußen nichts mehr sehen konnte?“ —

„Da habe ich meist musiziert, mein Mann liebt die Musik sehr.“ —

Immer sprach sie von ihrem Mann und von dem, was er liebte — so war sie also doch glücklich?

Else unterbrach das Schweigen, in das die beiden andren unwillkürlich verfallen waren. „Wenn Anne-Marie wenig gelesen hat, so liest sie jetzt um so gründlicher,“ sagte sie. „Gestern habe ich ihr den Anfang der „Karin“, die Stelle, wo's vom Trolhätta heißt, daß er zuerst so harmlos ist und daß er dann so furchtbar wird, zweimal lesen müssen — und eigentlich ist gar nichts Besondres daran.“

„Ich will mir das Buch doch auch verschaffen und sehen, was es mit dem Trolhätta auf sich hat, oder — darf ich zuhören, wenn Sie lesen?“ fragte Arved.

„Wenn Sie mögen“ — freundlich kamen die Worte nicht von Anne-Maries Lippen, aber er ließ sich nicht abschrecken.

„Ich muß ergründen, ob sie glücklich ist,“ damit rechtfertigte er sich vor sich selbst, wenn es ihn immer öfter in Anne-Maries Nähe trieb.

Elses Gegenwart legte ihm einen gewissen Zwang auf und ihr fröhliches Plaudern unterbrach die Stimmung, in die Anne-Maries Gegenwart ihn versetzte, diese träumerische, grüblerische Stimmung, in der er sich immer

wieder von neuem die Frage vorlegte: Ist sie glücklich, kann sie glücklich sein?

„Was geht's mich an?“ sagte er sich dann, wenn sie sich getrennt hatten, und er suchte die Herren, mit denen er zusammen aß, auf, verabredete eine Partie mit ihnen oder brachte einen Abend am Kartentisch mit ihnen zu. Nachher hatte er dann stets das Gefühl, seine Zeit verloren zu haben, und freute sich auf den Moment, wo Elses weißer Hut auf dem Strandkorb lag und er seinen Klappstuhl vor demselben aufstellen konnte.

Sie hatten zusammen Karin von Schweden gelesen, die rührende Liebesgeschichte jener schwedischen Königin, welche ihren Herzenstraum mit Gustav Rosen zu Grabe trug, um das starke und treue Weib Gustav Wasas zu werden. Es ging Arved ähnlich wie Anne-Marie. Auch er hatte noch wenig gelesen. Die Geselligkeit und der Garnisondienst hatten seine Zeit ebenso ausgefüllt, wie die Seminarstudien und die Hausfrauen- und Mutterpflichten die Anne-Maries. Aber beide waren jung, beide besaßen Phantasie und gaben sich nun völlig dem Zauber hin, den das alte, romantische Land der Dichtung auf sie ausübte.

Das Meer rauschte leise zu ihren Füßen. Himmel und Wasser flossen am Horizont in einander zu jener traumhaften, weitgeöffneten Ferne, deren Anblick Anne-Marie so eigen sehnsüchtig stimmte.

„König Gustav lieb' ich gewißlich sehr,
Doch Gustav Rosen vergess' ich nimmermehr!"

las Else die Worte der Königin Karin in der Jensenschen Dichtung.

Es war ein Zufall, daß Arveds Augen denen Anne-Maries gerade jetzt begegneten — aber in diesem kurzen Blick lag etwas, das Arved wunderbar ergriff. Plötzlich sah er sich wieder auf dem Ball in der kleinen Stadt, gegenüber dem schönen Mädchen, das eigentlich eine alte Bekannte war, und das ihm doch so ganz verändert, wie etwas ganz Neues, Überraschendes erschienen war. Er erinnerte sich des Eindrucks recht gut und des eigentümlichen Aufleuchtens in Anne-Maries Augen, während er mit ihr sprach. Aber dann — wie war es doch weiter gewesen? Jene Begegnung auf dem Eise, von der er eine so unbehagliche Erinnerung bewahrt hatte, daß er sie möglichst schnell zu vergessen suchte? Er erinnerte sich des Gespräches mit Mutter und Schwester, die ganze kleinstädtische Umgebung, in der Anne-Marie damals stand, lebte wieder vor ihm auf. Ja, freilich, seine Mutter hatte wohl recht gehabt, mit dem, was sie sagte, sobald es sich um Alltagsmenschen handelte. Aber Anne-Marie war kein Alltagsmensch. Er hatte es wohl geahnt, damals, bei jenem Ball — aber er war noch so jung gewesen, und so sehr gewöhnt, den Einflüssen seiner Mutter nachzugeben. Und nun war ein anderer gekommen, der mehr Erfahrung hatte und wußte, daß man einer Anne-Marie

nicht alle Tage begegnete, und sie war ihm in sein Haus gefolgt, dankbar, weil er sie würdigte, wie sie es verdiente, und ganz bestrebt, seine Interessen zu den ihrigen zu machen. Konnte sie das? Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen, unter dem einen Blick, den sie getauscht hatten. Damals — wenn er damals seine Hand nach ihr ausgestreckt hätte —

„König Gustav lieb' ich gewißlich sehr,
Aber Gustav Rosen vergess' ich nimmermehr!"

Wie das Blut ihm zum Herzen drängte, bei dem Gedanken, daß sie jetzt die Seine wäre, wenn er sich selbst und sie damals verstanden hätte, dieses schöne Weib, mit der königlichen Gestalt und den wunderbaren Augen!

„Es ist gut sitzen am Rande des Trollhätta, für den, der etwas vergessen will, das die fallenden Wasser überhallen."

Anne-Marie erhob sich mit einer, sonst an ihr ungewohnten Hast, als Else diese letzten Worte las, mit denen die Dichtung schließt. Und ohne, wie sonst, ein Wort über das Gehörte zu verlieren, sagte sie:

„Der Abend ist kühl heute, wir wollen gehen."

„Ich würde nichts vergessen, und wenn alle Wasserfälle der Welt neben mir plätscherten," erklärte Else, mit lautem Geräusch das Buch zuklappend, „mir ist's lieb, daß ich keine Prinzessin bin und irgend einen heiraten muß, der gerade mein Land gerettet hat. Man muß doch wissen, wen man liebt — entweder den einen oder den

andern, und den, den man liebt, nimmt man, wenn er einen haben will, und den andern nimmt man nicht, trotz aller Trollhättas — hab ich nicht recht?“

Sie wandte sich an Anne-Marie und Arved zugleich mit ihren lachenden, blauen Augen von einem zum andern blickend.

Anne-Marie schwieg und zog fröstelnd ihr Tuch fester um die Schultern. Arved sagte:

„Ich glaube, die Sache ist nicht immer so einfach, wie sie Ihnen erscheint, Fräulein Else; man ist sich vielleicht manchmal im Augenblick der eignen Gefühle nicht recht bewußt, läßt sich beeinflussen — mein Gott, man kennt sich selbst im Grunde so wenig!“

Er sah mit einem halb fragenden Blick zu Anne-Marie hinüber, die zwischen ihm und Else dahinschritt.

Diesmal begegnete ihm ihr Blick nicht. Sie hielt den Kopf stolz aufgerichtet und sah grade vor sich hin.

„Jedenfalls hat man die Verantwortung dessen, was man thut, zu tragen. Karin von Schweden that das, und das gefällt mir an ihr.“

„Und glauben Sie, daß sie wirklich glücklich war an Gustav Wasas Seite mit der Erinnerung an Gustav Rosen im Herzen?“

Der stolz erhobene Kopf Anne-Maries neigte sich ein wenig, aber sie sah Arved noch immer nicht an.

„Es giebt so verschiedene Arten von Glück,“ sagte sie ausweichend; und er fragte nichts weiter.

Was sollten die Worte? Wenn er die Antwort nur hätte in ihren Augen lesen können, in diesen Augen, die sie jetzt von ihm abwandte und in denen er vorhin doch glaubte, in einem einzigen Blick die Vergangenheit gelesen zu haben.

„O, die schöne, blaue Qualle,“ rief Else, stehen bleibend. Vor ihren Füßen lag das durchsichtig-schimmernde Seetier.

„Sieht sie nicht aus wie ein großer Briefbeschwerer von blauem Glase?“ plauderte Else; „wie schade, daß wir sie nicht mitnehmen können.“

Arved schnellte die Qualle mit seinem Stock ins Wasser zurück.

„Ich weiß zwar nicht, ob so'n Ding was fühlt,“ sagte er, „aber wenn's so leicht ist, ein Geschöpf in sein Element zu befördern, soll man's doch thun! Es kraucht und fleucht so vieles auf der Welt an der falschen Stelle herum.“

„Schade,“ sagte Else, „die Qualle war so hübsch!“ Sie bückte sich, um einige bunte Muscheln, die das Meer ausgespült hatte, zu sammeln.

„Wann gehen Sie nach Norderney?“ fragte Anne-Marie plötzlich Arved anblickend.

Er erschrak. Dann stieg der Ärger über diese Frage heiß in ihm auf.

„Ist Ihnen das bei der Qualle eingefallen?“ fragte er; „meinen Sie, daß ich als oberflächlicher Gesellschafts-

mensch mehr in das dortige Wasser paßte als in dieses idyllische Stillleben hier?"

Anne-Marie errötete.

„Ich habe Sie nicht verletzen wollen mit meiner Frage," sagte sie leise, mit einem Blick auf Else, die sich Muscheln suchend, ein wenig entfernt hatte. „Es fiel mir nur ein, daß Sie von Ihrer Abreise gesprochen hatten."

Er schwieg einen Augenblick und sah ebenfalls nach der Richtung hin, in der Else sich entfernte.

„Störe ich Sie hier?" fragte er plötzlich.

Anne-Marie schüttelte den Kopf.

„O nein, nur meine ich, daß es doch wirklich recht einförmig hier für Sie sein muß. Als Sie uns gestern abend von dem Karneval des letzten Winters erzählten, da dachte ich, wie sonderbar Ihnen dagegen das Stillleben hier erscheinen muß, und daß es natürlich ist, wenn Sie sich fortsehnen."

„Sie halten mich also wirklich für einen flachen Salonmenschen — sehen Sie, ich habe gestern, als ich Ihnen so viel Thorheiten vorerzählt hatte, förmlich gefühlt, daß Sie mich darnach falsch beurteilen würden —"

„Falsch beurteilen? Aber ich finde es ja so natürlich, wenn Sie sich bei den glänzenden Bällen und Routs amüsieren."

Er blickte sie fragend an. Sie sah ernst und ein wenig traurig aus.

„Glauben Sie mir, eine Stunde vor Ihrem Strand-

korb, wie die vorhin, ist mir lieber als das glänzendste Fest," sagte er warm.

„Da," rief Else, die wieder herangekommen war, ihre mit Muscheln gefüllten Hände dem Paare entgegenhaltend, „die bringe ich Gerta mit — sind sie nicht schön?"

„Wenn sie doch bei Gerta wäre mitsamt ihren Muscheln!" dachte Arved.

Der Wunsch kam ihm immer öfter, je länger er mit den Schwestern zusammen war; aber es war, als ziehe Anne-Marie Else immermehr heran, die Schwestern schienen unzertrennlich. Tag reihte sich an Tag, sie waren schon fast vier Wochen auf der Insel, und von Arveds Übersiedlung nach Norderney war nicht mehr die Rede. Dagegen machten die drei zusammen einen Ausflug nach der holländischen Küste, die man an klaren Tagen deutlich von der Insel aus sehen konnte.

Das ängstliche Gefühl von Spannung, das Anne-Marie im Anfang Arved gegenüber empfunden und das sich unter der gemeinschaftlichen Lektüre der Karin bis zur Unleidlichkeit in Anne-Marie gesteigert hatte, war allmählich von ihr gewichen. Sie wußte nun, daß er gern in ihrer Gesellschaft war, und begann sich in das uralte Märchen von der Freundschaft an Stelle der Liebe einzuspinnen.

Sie blühte förmlich auf unter dem frischen Hauch der Seeluft und der sonnigen Wärme eines Gefühles, für

das sie nun glaubte, den richtigen Namen gefunden zu haben und gegen das sie nicht mehr anzukämpfen brauchte. Und Arved sah, wie ihre Wangen sich färbten, wie der Glanz ihrer Augen immer lebhafter wurde; täglich erschien sie ihm neu, täglich schöner, und er wollte nicht mehr fragen, ob sie daheim glücklich sei, ihre Augen sagten ihm ja, daß sie es jetzt war. Manchmal faßte es ihn in ihrer Gegenwart wie ein Taumel, der ihn gewaltsam zwingen wollte, sie in seine Arme zu schließen; aber wenn er sah, wie klar und ruhig freundlich ihre Augen den seinen begegneten, kam wieder eine Scheu über ihn. Er wollte die schöne Gegenwart nicht stören; es war ja alles gut, so wie es war, er durfte ja nicht mehr wollen'; sie hatte recht, sie mußten beide vernünftig sein.

Drüben an der fremden Küste hielten die Leute sie für ein junges Ehepaar. Der kleine Ort, den sie besuchten, bot nichts überraschend Interessantes, aber alles, was sie sahen, gewann unter dem Zauber der Gemeinschaftlichkeit, und wenn sie einander ansahen, erröteten sie lächelnd. Es war ein schöner Tag.

Als sie sich zum Einschiffen anschickten, um zurückzukehren, hing Else sich an Anne-Maries Arm.

„Weißt du, an wen ich heut immer denken muß?" fragte sie.

„Nun?"

„Karl Baumert ist drüben, in Brüssel oder in Haag

— vorher war er in Paris — und nun denke ich, er könnte doch gerade jetzt zurückkommen, ... denke doch, wenn wir ihm plötzlich begegneten!"

Anne-Marie schüttelte den Kopf.

„Das ist sehr unwahrscheinlich," meinte sie.

„Würde es dich denn freuen, wenn du ihn wieder sähest, Anne-Marie?"

„Kindskopf du, es ist mir wirklich ganz egal."

Arved trat heran und bot ihr den Arm, um sie zum Schiff zu führen.

Else wandte sich noch einmal landeinwärts, dort, irgendwo im Abendnebel mußte ja die große Stadt liegen, wo Karl Baumert jetzt war.

Seufzend folgte sie den beiden Voranschreitenden zum Schiff.

XI.

Die Schwestern bewohnten eine Villa, welche nicht direkt am Strande lag, von deren Veranda aus man aber, über die weit hingestreckte Dünenlandschaft hinweg, das Meer sah.

Dort stand Anne-Marie am Tage nach dem Besuch in Holland, an das Geländer gelehnt, und lauschte dem Branden des Meeres, das ein Sturm in der Nacht aufgewühlt hatte. Zwischen den grünen Dünen und dem graublauen Himmel warf es nun seine weißen Wellenköpfe empor; man sah sie von der Veranda aus aufsteigen und verschwinden; halb verschleiert durch die Entfernung, wären ihre wechselnden Linien wie etwas unerklärlich Geheimnisvolles erschienen für den, der das Meer nicht kannte.

Anne-Marie sah hinüber. Sie fühlte, daß jetzt jemand hinter sie trat und daß dieser andere, der mit ihr

demselben Schauspiel zusah, Arved Doven war. Aber sie wandte sich nicht um, sie fühlte sich nur glücklich, ihn neben sich zu wissen. Sein Blick glitt von dem Schauspiel des fernen Meeres hinab auf das Geländer der Veranda, auf dem Anne-Maries Hand lag. Es war eine weiße, kleine Hand, unter deren feiner Haut man die bläulichen Adern schimmern sah. Der plötzliche Wunsch stieg in ihm auf, diese Hand von dem Geländer herab und an seine Lippen zu reißen. Wie fragend blickte er auf zu dem zarten, halb von ihm abgewandten Profil, dessen schöne Linie sich weich und rund gegen den dunklen Himmel abzeichnete. Da drehte Anne-Marie sich um und sah ihn lächelnd an.

„Ich wußte, daß Sie da waren," sagte sie unbefangen, während ihm das Blut in den Schläfen hämmerte und er nur mit Mühe seine Haltung bewahrte. Er trat neben sie. Sie begann ihre Handschuhe anzuziehen.

„Warum thun Sie das?" fragte er, ihre Hände anblickend wie etwas, auf das er ein Recht hatte und das sie ihm entziehen wollte. Sie sah erstaunt über den sonderbaren Ton seiner Stimme auf.

„Wir wollen an den Strand gehen," sagte sie. „Ich warte nur auf Else."

„Ach ja, Else, natürlich" — —

Diese kam gerade ein Liedchen trällernd die Treppe herab und stand im nächsten Augenblick zwischen ihnen.

„Man hat mir gesagt, heut abend würde Meerleuchten sein," sagte sie, „das wäre doch herrlich!"

Dann gingen sie alle drei an den Strand. Unten begegnete ihnen der Postbote, der sie kannte. Er grüßte und blieb stehen.

„Haben Sie etwas für uns?" fragte Else.

„Für die gnädige Frau," sagte er, Anne-Marie einen Brief reichend. Er war von Daltitz. Arved kannte nun schon diese große, feste Handschrift.

„Willst du nicht sehen, was dein Mann schreibt?" fragte Else, während Anne-Marie den Brief in die Tasche steckte.

„Ich werde im Strandkorb lesen," erwiederte sie. Arved Doven war heute sehr einsilbig. Als sie die Terrasse erreicht hatten, von der aus die Treppe hinab nach dem Strande führt, rief Else:

„O, seht doch, wie das Meer verändert ist — nein, diese Wellen! so haben wir's noch nie gesehen!"

„Gut so," sagte Arved, „nun weiß man doch, daß man das Meer vor sich hat und keinen Binnensee."

„Das sonnige, helle Meer war doch so schön," meinte Anne-Marie, „heute ist's schauerlich."

„Aber dennoch schön," rief er, „groß und gewaltig!" Er beugte sich ein wenig vor und sah ihr in die Augen.

„Haben Sie keinen Sinn für das Große, Überwältigende, das in so einem entfesselten Elemente liegt?"

Anne-Marie schwieg. Es war ein ihr fremder Ton in seiner Stimme. Er erschien ihr heut so verändert.

Sie hatten den Strandkorb erreicht, dem Arved eine andere Richtung gab, damit sie vor dem Winde geschützt sein sollte. Dann breitete er ein Plaid, das Else mitgenommen hatte, über Anne-Maries Kniee aus. Seine Hand streifte dabei die ihre, und sein Blick suchte ihre Augen. Es war etwas in seinem Wesen, das Anne-Marie verwirrte. Als er sich abwandte, schloß sie die Augen, wie von einem plötzlichen Schwindel ergriffen — dann mit einer fast heftigen Bewegung zog sie den Brief aus der Tasche und las.

Daltitz berichtete von der Gesundheit der Kinder und dem Stande der Früchte, von Erntearbeiten und kleinen wirtschaftlichen Vorkommnissen und schloß mit der Randbemerkung: „Der neue Beamte macht sich ganz gut, und es ist daher möglich, daß ich plötzlich 'mal bei euch ankomme, jedenfalls hole ich dich ab."

Der Brief war einfach, verständig — herzlich und ein wenig nüchtern, wie alle seine Briefe. Mit einem leisen Seufzer ließ Anne-Marie ihn in den Schoß sinken, und zum erstenmal schien es ihr, als freute sie sich nicht, nach Markowitz zurückzukehren. Sie erschrak bei dem Gedanken. Ihr Kind war dort, ihr Mann — und sie freute sich nicht, sie wiederzusehen? Sie rief sich gleichsam selbst zur Ordnung. Natürlich freute sie sich, sie mußte sich ja darauf freuen, aber — sie runzelte die Brauen. Wie

sie thöricht war! Borkum würde ihr eine liebe, schöne Erinnerung bleiben, aber der Schwerpunkt ihres Lebens lag doch drüben in Markowitz, und je eher sie dahin zurückkehrte, je besser würde es für sie sein. In letzter Zeit war die Rede davon gewesen, ihre Abreise noch um acht Tage zu verschieben. In diesem Augenblick schien es ihr, als wolle sie lieber früher reisen als später. Wozu diese Zeit, die sie ihrer Heimat entfremdete, verlängern?

Ganz in ihre Gedanken versunken, hatte sie vor sich hin geblickt — jetzt fuhr sie auf. Sie fühlte, daß Arved, der mit Else vor dem Strandkorb stehen geblieben war, sie ansah, beobachtete. Sie stand auf.

„Ich habe ganz gute Nachrichten,“ sagte sie mit erzwungen ruhiger Stimme; „mein Mann läßt Sie grüßen. Er kommt vielleicht her.“

Am Abend standen sie alle drei auf der Strandterrasse, um das Meerleuchten zu sehen. Der Wind spielte mit den langen Bändern, die Anne-Maries Mantel schmückten, und warf sie Arved, der neben ihr stand, ins Gesicht, und er drückte leise seine Lippen darauf. Und zu ihren Füßen wälzte das Meer seine langgestreckten, wundersam durchleuchteten Wogen an den Strand. Es war, als habe das Licht von Millionen Sternen sich in den Wellen gefangen und leuchte nun aus der feuchten Tiefe empor, während der Himmel nachtschwarz und sternenlos sich darüber ausbreitete.

„An was denken Sie jetzt?“ fragte Arved leise, dicht neben Anne-Maries Ohr.

Sie schauerte zusammen.

„An das Meer,“ antwortete sie, „und wie groß es ist und wie klein wir doch sind, wie verschwindend klein!“

„Und Sie meinen, daß es sich nicht lohne, angesichts dieses großen Meeres an unser kleines Glück oder Leid zu denken?“ fragte er, und als sie schwieg, setzte er hinzu:

„Es ist doch nicht so, denn das, was wir fühlen, das ist für uns die Welt; die Natur ist kalt und tot, wenn wir nicht unsere Seele, unser Empfinden hineinlegen. Und wenn ein Gefühl, das nichts mit dem Meere da zu thun hat, mich ganz beherrscht, so sagt dieses große Meer mir nichts; eine kleine, geliebte Menschenstimme aber sagt mir alles —“

Wie eine Vision zogen ihre Waldspaziergänge mit Daltitz an ihr vorüber. Er liebte es, sich in das Weben der Natur zu vertiefen. Für ihn hatte jede Pflanze, jedes Tier gleichsam etwas Persönliches, und er pflegte zu sagen, er fühle sich „zur Familie“ gehörig, wie ein älterer Bruder, und in tiefstem Leid seien seine besten Stunden immer die gewesen, in denen er im engen Anschluß an die Natur alles Persönliche habe vergessen, sich nur zur großen Allgemeinheit habe zugehörig fühlen können. Wie aus einem reinigenden Bade sei er nach

solcher stummen Zwiesprache mit der Natur erfrischt und gekräftigt zum alltäglichen Pflichtenkreise zurückgekehrt.

Anne-Marie hatte ihm damals stumm zugehört. Er hatte ihr, wie so oft, imponiert, aber sie hatte sich in seine Auffassungsweise doch nicht hineindenken können, weil sie noch zu jung war, um so gleichsam unpersönlich empfinden zu können. Sie empfand noch ganz subjektiv, wie es eben das Vorrecht ihrer Jahre war. Unwillkürlich beeinflußt durch ihr Zusammenleben mit dem so viel älteren und reiferen Manne hatte sie, gleichsam wie durch Suggestion, so zu denken versucht, wie er vielleicht gedacht haben würde: „vergiß dein eigenes kleines ‚Ich‘ gegenüber der großen, gewaltigen Natur, füge dich, wie sie sich fügt, mächtigen, ewig feststehenden Gesetzen.“ Aber da schlug die Stimme eines anderen, feurig jugendlichen Empfindens an ihr Ohr: ich fühle zunächst mich selbst, darum bin ich für mich der Mittelpunkt der Schöpfung, und die Natur um mich her ist tot, wenn mein Herz tot ist. Mein Herz aber fragt nicht nach dem weiten, kalten Meere da draußen, es will einer geliebten Menschenstimme lauschen!

Und Anne-Manie wußte in diesem Augenblick, daß es ihre Stimme war, nach der Arved Doven verlangte, ihre Stimme, die ihm sagen sollte, daß sie ihn verstanden habe. Da zerfloß die Erinnerung an jene Waldgänge mit Daltitz wie flüchtiger Nebel vor Anne-Maries Seele. Sie sah nicht mehr das leuchtende Meer zu ihren Füßen

und den dunklen Himmel über sich. Nur sein und ihr Empfinden füllte die Welt, und er stand an ihrer Seite; sie sah, wie sein Blick die Dunkelheit zu durchdringen suchte, um den ihren zu finden. Und sie sah ihn an, sie konnte nicht anders. Da legte seine Hand sich in leisem, heißem Druck auf die ihre, die auf dem Geländer der Terrasse lag.

„Ich sah es heut, als Sie den Brief aus Markowitz lasen, Sie sind nicht glücklich, können nicht glücklich sein —"

Sie zuckte zusammen bei seiner Berührung und entzog ihm ihre Hand.

„Nein, nein, Sie sollen nicht so zu mir reden," flüsterte sie, sich gewaltsam aus dem traumhaften Rausch, der sie zu umstricken drohte, herausreißend.

Verstört, wie eine Nachtwandlerin, die man beim Namen gerufen, blickte sie um sich.

„Wo ist Else?" Arved stand neben ihr, die Brauen finster zusammengefaltet, und dort, in einiger Entfernung, dicht unter einer Laterne, deren Licht voll auf sie fiel, stand Else, Hand in Hand mit einem großen, gut aussehenden jungen Mann in modernem Reiseanzug.

Anne-Marie, die alles nur wie durch einen Schleier sah, erkannte ihn nicht; aber Else wandte sich jetzt nach ihr um und kam, den Fremden immer noch an der Hand haltend, auf sie zu.

„Da ist er, Anne-Marie, erkennst du ihn nicht? Sieh ihn nur an —"

Karl Baumert verneigte sich vor Anne-Marie in tadelloser Haltung, und Else stellte ihn Arved Doven vor, der ihn stumm begrüßte.

„Ich glaube, ich hatte schon früher die Ehre," sagte Karl Baumert mit einem halben Lächeln und blickte dann Else an, als spräche er eigentlich nur zu ihr.

„Ich bin heut gegen Abend mit dem Schiff gekommen und will nun direkt nach Hause gehen, nur ein oder zwei Tage hier Halt machen."

„Ein ganzes Jahr war er auf Reisen," sagte Else, „in Paris war er, in Brüssel, in Antwerpen, und ich weiß nicht wo alles. Und jetzt zurück nach Petersberg, um dort zu bleiben — mein Gott, wie wird Ihnen das vorkommen, wie werden Sie das aushalten."

Er lächelte und sah sie an. Sie hing sich an den Arm der Schwester, als habe sie plötzlich eine Stütze nötig.

Anne-Marie und Arved kamen an diesem Abend nicht mehr dazu, ein unbemerktes Wort miteinander zu tauschen, denn sobald die Schwestern sich anschickten, die Terrasse zu verlassen, nahm Arved kurz und kühl Abschied, ohne den sonst zwischen ihnen üblichen Händedruck.

XII.

Nach einer schlaflosen Nacht erhob sich Anne-Marie mit dumpfen Kopfschmerzen und einem Gefühl von Zerschlagenheit in allen Gliedern.

„Ich will ihn nicht wiedersehen!“ und „ich muß ihn noch einmal sprechen, ein einziges Mal noch, dann wollen wir scheiden!“

Zwischen diesen beiden Ideengängen bewegten sich Anne-Maries Gedanken. Dann kam die Feigheit über sie.

„Ich muß ihn ja wiedersehen; nur jetzt noch nicht, jetzt noch nicht scheiden!“

Else sang und zwitscherte wie ein vergnügter Vogel um sie herum.

„Sieh doch, wie die Sonne scheint, Anne-Marie! Gott, was wird das für ein prächtiger Tag. Und wie gut sieht der Karl Baumert aus, das mußt Du doch zugeben? Und ich glaube, jetzt ist er auch nicht mehr traurig

— deinetwegen, meine ich, weißt du! Wann gehen wir an den Strand, Anne-Marie?"

„Ich denke, du wolltest heut' zunächst nach Hause, an die Eltern schreiben?"

„Ach Gott ja, das hatte ich ganz vergessen!"

Sie entschloß sich zu schreiben, und Anne-Marie sagte, daß sie Kopfschmerzen habe und zunächst in die Dünen gehen und sich dort in der Einsamkeit etwas erholen wolle.

„Nachher, wenn es mir besser geht, komme ich auch an den Strand und treffe dich dort, wenn du mit deiner Schreiberei fertig sein wirst."

Anne-Marie ging. Ja, sie mußte allein sein. Sie ging so schnellen Schrittes, als der sandige Weg es nur gestattete, und vertiefte sich in die Einsamkeit der Dünenlandschaft, die weit verzweigt, grüne Wiesen und unfruchtbare Untiefen umschließend, gleichsam eine Welt für sich bildet, mit eigner Vegetation und eigner landschaftlicher Stimmung. Oben, auf den höchsten Kuppen, schwanken nur die langen Halme des Strandhafers im Winde, der vom Meere herüberweht. An den windgeschützten Abhängen und in den Schluchten zwischen den einzelnen Höhenzügen aber hat sich eine strauchartige Weide mit leuchtend roten Beeren zwischen dem graugrünen Laube angesiedelt, und weiße Sternblumen und die maiglockenartigen, duftigen Pirolas blühen dort in reicher Menge.

Achtlos war Anne-Marie über Höhen und Tiefen

hinweggeschritten, ohne einem Menschen zu begegnen, denn nur selten durchstreift ein Badegast diesen eigentümlichsten Teil der Insel. In einem der dünenumschlossenen Thäler warf sie sich zur Erde und drückte die Hände vor ihr Gesicht. Sie mußte einen Entschluß fassen, sie mußte fort, so bald als möglich; aber bei dem Gedanken an die Trennung krampfte sich ihr das Herz zusammen. Wenn sie nur einen Menschen gehabt hätte, mit dem sie über alles das, was in ihr stürmte, hätte reden können. Aber das durfte ja nicht sein — sie mußte stumm bleiben und einsam — einsam! Sie schlang die Arme um den Weidenstrauch, der neben ihr stand.

„Ich liebe ihn — ich liebe ihn," hauchte sie, „ich weiß, es ist Todsünde, ich will es nicht — aber ich kann nicht anders!"

Da stand der, um den sie litt, plötzlich vor ihr.

Arved wohnte in einem Nachbarhause der Villa. Er hatte von seinem Balkon Ausschau gehalten, um den Augenblick, in dem die Schwestern die Villa verlassen würden, nicht zu versäumen. Da hatte er gesehen, wie Anne-Marie den Weg nach den Dünen einschlug, und er war ihr gefolgt.

„Anne-Marie!"

Sie blickte auf.

Er warf sich neben sie in das Dünengras.

„Anne-Marie, es kann so nicht zwischen uns bleiben. Sie wissen das so gut wie ich!" sagte er leise.

„Aber was — was soll denn werden?“ fragte sie. Es klang wie ein Verzweiflungsschrei.

Er neigte seinen Kopf dicht zu dem ihren; seine Lippen bebten, ohne ein Wort auszusprechen, aber seine Augen sagten ihr, was nicht über seine Lippen kam.

Und plötzlich hielten seine Arme sie umschlossen, sie barg den Kopf an seiner Brust. Sie konnte nicht mehr kämpfen, wollte nicht mehr denken. Es war, als habe der Wind, der vom Meere herüberbrauste, alles fortgeweht, was bis jetzt trennend zwischen ihnen gewesen war, und nichts übrig gelassen von der weiten Welt, als die dünenumschlossene Wiese mit ihren Sternblumen und Pirolas und den beiden Menschenkindern, die einander dort in den Armen hielten.

XIII.

Else hatte ihren Brief beendet und war an den Strand gegangen. Anne-Marie kam nicht; aber Karl Baumert war da und nahm einstweilen Anne-Maries Platz im Strandkorb neben Else ein. Sie hatten einander so viel zu erzählen und sie verstanden sich so gut, daß die Zeit ihnen hinflog, ohne daß sie es merkten. Endlich sprang Else aber doch auf.

„Wir wollen Anne-Marie aufsuchen," sagte sie. Und sie wanderten zusammen in die Dünenlandschaft.

Anne-Marie hatte den Heimweg angetreten. Ihr war zu Mute, als träume sie. Sie ging dahin, ohne ihre Umgebung zu sehen, Arveds letzte Worte: „auf Wiedersehen!" im Ohr.

Sie schritt achtlos an ihrer Hausthür vorüber. Plötzlich besann sie sich, kehrte um und trat in das Haus.

„Ach, da sind Sie," rief die Wirtin ihr entgegen,

„gehen Sie nur schnell herauf, gerade ist jemand für Sie angekommen! Ich soll's aber nicht verraten!"

Sie lachte und sah Anne-Marie nach. Diese stieg die Treppe hinauf, ohne die Frau zu verstehen.

Sie öffnete die Thür. Sie sah einen Mann in ihrem Zimmer stehen, der sich über eine halbausgepackte Reisetasche beugte. Jetzt richtete er sich auf.

„Da bin ich," rief Daltitz und kam lächelnd auf sie zu. Entsetzt wich sie zurück und streckte abwehrend die Hand gegen ihn aus. Es war eine unwillkürliche Bewegung, sie wußte kaum, was sie that. — Befremdet sah er sie an.

„Was ist dir?"

Da kam es über sie wie eine Sturmflut der widersprechendsten Empfindungen; sie schwankte, als wolle sie zusammenbrechen, und er streckte die Arme aus, um sie zu stützen.

„Kind, mein liebes, armes Kind, was ist dir?" Da barg sie den Kopf an seiner Brust und brach in leidenschaftliches Schluchzen aus.

„Verzeihe mir — o verzeihe mir — aber ich bin deiner Liebe nicht wert — ich — ich liebe einen anderen!"

Sein Arm, der sie umschlungen hielt, sank herab. Sie hob den Kopf von seiner Brust — Sie hatte ja kein Recht mehr auf diesen Platz. Und als könne sie sich nicht mehr ohne seine Stütze auf ihren Füßen halten,

sank sie in die Kniee und verbarg ihr thränenüberströmtes Gesicht in ihren Händen.

„Ich kann nicht anders —“ flüsterte sie — es klang wie ein Todesseufzer — „ich kann nicht anders.“

Eine Minute verging in lautlosem Schweigen. Der Krampf, der einen Augenblick das Gesicht des Mannes verzerrt hatte, war vorüber; aber sehr blaß sah er aus. Es war, als sei er plötzlich um Jahre gealtert.

„Armes Kind!“ Das war das erste Wort, das über seine Lippen kam. Er warf sich in einen Sessel und stützte den Kopf in die Hand, ohne Anne-Marie anzusehen.

„Komm,“ sagte er, „erzähle mir alles!“

Sie folgte ihm und setzte sich in den Stuhl ihm gegenüber; aber sie konnte nicht sprechen, die Thränen erstickten ihre Stimme.

„Nun?“ fragte er wieder.

Da faßte sie sich und sprach.

Und so seltsam es war, daß sie gerade dem Manne, dessen Namen sie trug und der der Vater ihres Kindes war, die Geschichte ihrer Liebe erzählte, so erschien ihr doch gerade dieser Mann wie der einzige Mensch auf der Welt, mit dem sie davon sprechen konnte. Ohne Rückhalt sagte sie ihm alles und saß dann mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen da, bereit sein Urteil hinzunehmen, selbst in diesem Augenblick erfüllt von grenzenlosem Vertrauen zu ihm.

„Du hast dir klar gemacht, daß deine Trennung

von mir auch deine Trennung von Gerta und unsrem Sohn bedeuten würde?" fragte er und seine Lippen zuckten. Er hatte die Hand über seine Augen gelegt, als wolle er Anne-Marie nicht sehen.

Sie brach in erneutes, leidenschaftliches Schluchzen aus. Ach, sie hatte sich ja nichts klar gemacht, gar nichts! Vor wenigen Stunden noch hatte sie abreisen wollen — und nun war alles verändert, alles verworren. Sie wußte nur, daß sie Karl Daltitz gegenüber nicht unwahr sein konnte — und nun hatte er ausgesprochen, was weiter werden sollte —: die Trennung von ihm, von den Kindern!

Jetzt ließ er die Hand von seinen Augen herabsinken und blickte Anne-Marie an, als habe er eine Antwort erwartet. Sie weinte nur. Leise erhob sie sich.

„Das Kind, dein Kind ist dir also nicht lieber als — — er?" fragte Daltitz, das Schweigen noch einmal unterbrechend.

Sie schauderte. War sie denn so schlecht geworden, daß selbst die Mutterliebe in ihr verstummt war?

„Mein Gott!" stöhnte sie, bis ins Innerste erschüttert und doch unfähig, auch nur einen Augenblick zu denken, daß das Kind ihr den Geliebten ersetzen könnte, unfähig, sich selbst oder Daltitz zu belügen — auch nicht in dieser entscheidungsvollen Minute.

„Also hoffnungslos," murmelte er. Er schüttelte den Kopf und wandte sich der Thür zu. Seine ganze

Natur litt keine unklaren Situationen. Anne-Marie war wahr gegen ihn gewesen. An ihm war es nun, für die nötige Klärung der Verhältnisse zu sorgen. Den Zorn, den verletzten Stolz, der sich in ihm unter Anne-Maries Beichte aufgebäumt hatten, hatte er mit der starken Gewohnheit der Selbstbeherrschung niedergekämpft. Wenn ihm das Herz blutete — wen kümmerte es? Es galt nun zu handeln. Da wurde die Thür aufgerissen. Else stand auf der Schwelle, sah ihren Schwager vor sich stehen und flog ihm mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Karl!“ rief sie, „wie schön, wie wunderschön, daß du jetzt gerade kommst — Gott, bin ich glücklich, bin ich glücklich!“

In jähem Erschrecken auffahrend, hatte Anne-Marie ihre Augen getrocknet und stand nun gegen das Fenster gekehrt, im Schatten. Else flog auf sie zu und umschlang sie.

„Anne-Marie, er ist ja nur meinetwegen hergekommen, denke doch nur, sie hatten ihm geschrieben, daß ich hier wäre — und er hat gedacht, es könnte mir ein andrer die Cour machen, mein Gott, und ich habe doch immer und immer nur an ihn gedacht, zuerst weil er mir leid that, und dann weil er mir so furchtbar gut gefiel.“

Karl Baumert stand in der Thür. Daltitz reichte ihm die Hand. Auf dem hübschen, sonnengebräunten Gesicht des jungen Mannes lag der Ausdruck vollsten Glückes.

„Lassen Sie mich es Ihnen zuerst aussprechen," sagte er, Daltitz' Hand mit festem Druck in der seinen behaltend: „Ich liebe Ihre Schwägerin, ich glaube, der Einwilligung unserer Eltern sicher zu sein —"

„Lassen Sie sich Glück wünschen, und auch du, Else —" Daltitz' Stimme bebte vor innerer Erregung; aber die beiden Liebenden waren so mit ihrem jungen Glück beschäftigt, daß sie nur einander sahen und hörten und zufrieden waren, wenn man ihnen freundlich begegnete, wie Daltitz das soeben gethan hatte. Anne-Marie hatte Else schweigend umarmt, und diese war auch damit zufrieden gewesen.

„Nun muß ich aber nach Hause, so schnell wie irgend möglich," versicherte Else; „mein Karl will morgen früh fort, um es den Eltern zu sagen —"

„Nun, mit deinem Karl können wir dich doch nicht reisen lassen," sagte Daltitz, „aber —" er zögerte einen Augenblick, sah Anne-Marie an und setzte dann hinzu: „Anne-Marie soll euch begleiten, wir haben gerade davon gesprochen, sie will auch nach Hause —."

„Gott, ist das schön, o du liebe, einzige Anne-Marie!" jubelte Else, „denk doch, Karl, da brauchen wir uns gar nicht zu trennen — aber kommst denn du auch mit?" fragte sie plötzlich ihren Schwager.

Nein, er hatte noch eine Reise vor, aber es paßte ihm so sehr gut, sagte er, und Karl Baumert und Else, ganz erfüllt vom Egoismus des Glückes, fanden es natür-

lich, daß „die anderen“ sich so einrichteten, wie es für sie beide am schönsten war. Sie beunruhigten sich auch nicht darüber, daß Daltitz bald darauf fortging, „weil er etwas zu besorgen habe“, und daß Anne-Marie sich zurückzog, „ihrer Kopfschmerzen wegen“. Sie begrüßten beides nur als neue Glückszufälle, denn sie hatten einander ja noch so viel zu sagen.

Daltitz begab sich zu Arved Doven.

Dieser hatte gerade für die table d'hôte Toilette gemacht und stand am Fenster, um zu sehen, wann Anne-Marie und Else ihre Villa verlassen würden, da er sich ihnen dann anzuschließen pflegte. Ein glückliches Lächeln schwebte um seine Lippen.

Da klopfte es an seine Thür. Im nächsten Augenblick stand Daltitz ihm gegenüber. Das Lächeln verschwand von Arveds Lippen, denn mit dem ersten Blick in Daltitz' Gesicht hatte er erkannt, daß etwas vorgefallen war, und daß Daltitz alles wußte oder doch ahnte. Er richtete sich unwillkürlich strammer auf. Daltitz würde Rechenschaft fordern — er war natürlich bereit.

Daltitz aber sah ihm nur ernst und fest in die Augen, und ohne ein weiteres Wort der Begrüßung oder Einleitung sagte er nur:

„Anne-Marie hat keinen Anwalt und keinen Beschützer als mich — oder Sie! Darum frage ich Sie: was wollen Sie thun?“

Arveds Stirn glühte.

„Ich? Die Situation ist in der That so eigentümlich, so durchaus ungewöhnlich, Herr von Daltitz —."

„Die Situation ist einfach," sagte Daltitz, die Stimme ein wenig erhebend und mit einem Ausdruck in den Augen, vor dem Arved Doven unwillkürlich den Blick senkte. „Sie haben der Frau eines anderen die Überzeugung zu geben gewußt, daß Sie sie lieben, Sie haben —" er stockte einen Augenblick, fuhr aber dann mit fester Stimme fort: „Sie haben Gegenliebe gefunden, ich weiß es von Anne-Marie selbst —."

„Ich bin zu jeder Art von Genugthuung bereit," unterbrach ihn Arved.

„Und Sie glauben, daß eine Genugthuung darin läge, wenn wir ein paar Kugeln wechselten und einer von uns auf dem Platze bliebe? Wir würden damit das Unglück, das Sie heraufbeschworen haben, nur vergrößern — gleichviel, wie die Entscheidung fiele. Ich und Sie aber — wir haben gut zu machen, was sich noch gut machen läßt — ich an den Kindern, die so viel verloren haben —" wieder bebte seine Stimme, aber gleich darauf fuhr er, seine Bewegung beherrschend, gefaßt fort: „Sie, Herr von Doven, an Anne-Marie, die in diesem Augenblick schwer und tief leidet, ich weiß es!"

Er schwieg, aber es war, als habe sein Blick die Macht, seine eigene Auffassung auf Arved zu übertragen. Arved begriff, daß für diesen Mann, der in dieser Stunde so zu ihm sprach, Lüge und Feigheit die einzigen Sünden

waren, die er unnachsichtig verdammen würde, und er fühlte, daß er von diesem Manne nicht verachtet werden durfte, wenn er sich selbst nicht verachten wollte. „Ich will es gut machen — an ihr —" sagte er leise.

Daltitz senkte wie zustimmend den Kopf. „Anne-Marie wird morgen früh mit ihrer Schwester nach Petersberg zurückkehren und dort bleiben," fuhr Daltitz fort. „Ich bitte, daß Sie sie hier nicht mehr sehen; in Ihrem eigenen wie in Anne-Maries Interesse muß alles, was auffallen könnte, vermieden werden. Und nun leben Sie wohl, wir beide haben einander wohl nichts mehr zu sagen!"

Er wandte sich der Thür zu.

„Herr von Daltitz!" rief Arved, „ich werde Ihnen beweisen, daß ich nicht unwürdig bin —" er streckte in einer unwillkürlichen Bewegung die Hand nach ihm aus, aber Daltitz nickte nur kurz und verließ das Zimmer.

Arved sank wie vernichtet in einen Sessel. Er wußte in diesem Augenblick nicht: haßte er diesen Mann oder verehrte und bewunderte er ihn. Wie ein Wirbelwind tobten die Gedanken durch sein Hirn. Anne-Marie — seine Mutter — die Wendung, die sein Schicksal plötzlich genommen hatte — er sprang auf. „Gleichviel," rief er, „ich liebe sie, ich liebe sie wirklich, und ich werde natürlich ‚gut machen', wie dieser verteufelte Daltitz sich ausdrückt."

Er lachte kurz auf.

„Ich möchte wissen, ob schon jemals einer auf solche Weise mit einem beleidigten Ehemann auseinandergekommen ist. Dieser Mensch —“ er hätte gern irgend einen herabsetzenden Ausdruck gefunden, um Daltitz' eigentümlichen Besuch zu bezeichnen, aber sein Ehrlichkeitsgefühl sträubte sich dagegen. Nein, Daltitz war weder „feige“ noch „verrückt“, er handelte seiner innersten Überzeugung entsprechend so, wie es ihm richtig schien — und „wie es vielleicht auch am richtigsten war“, gab Arved plötzlich sich selbst gegenüber zu, „was will ich denn auch anderes — ich liebe sie ja!“

Er überlegte, ob er, Daltitz' Wunsch entsprechend, Anne-Marie wirklich nicht mehr in Borkum sehen sollte.

„Das ist ja Unsinn!“ rief er — aber dann stellte er sich das Wiedersehen vor. Anne-Marie wahrscheinlich in Thränen schwimmend, Else bei ihr — man war nicht einmal sicher, daß Daltitz nicht auch dazukam. Denn wer konnte mit diesem seltsamen Menschen, der in seinem Thun und Handeln so gänzlich unkonventional war, rechnen?

„Ich will's doch lieber lassen, ich sehe sie ja in Petersberg,“ beschloß er zuletzt. Er schrieb ihr, um sie zu orientieren, und ging dann an den Hafen, um sich nach der Abfahrt des nächsten Schiffes, gleichviel in welcher Richtung, zu erkundigen, denn es litt ihn nicht mehr in Borkum. Dieses nächste Schiff ging nach Dänemark. Er schwankte einen Augenblick, überlegte dann aber, daß es

jedenfalls besser, weil unauffälliger war, wenn er eine Zeit zwischen Anne-Maries und seiner Ankunft in Petersberg verstreichen ließ; denn natürlich durfte niemand etwas von der Sache wissen, bis die Scheidung Anne-Maries ausgesprochen war. Die Scheidung! Und dann würde er Anne-Marie heiraten. Der reine Roman! Aber er schwankte zwischen dem romantischen Reiz, den diese Vorstellung auf ihn ausübte, und dem Gefühl einer gewissen Ernüchterung, das ihn zwischendurch überkam. Er ging nach Hause und packte seine Sachen. Er erwartete eine Antwort von Anne-Marie vorzufinden. Es kam aber keine. Als er mit Packen fertig war, stand er am Fenster und blickte nach der Villa hinüber; aber die Veranda dort blieb leer, die Villa schien wie ausgestorben. Nun überkam ihn die Sehnsucht, noch von ihr zu hören, sie vor der, doch immerhin längeren Trennung, die er voraussah, noch wiederzusehen. Unruhig ging er im Zimmer auf und ab, kehrte immer wieder an das Fenster zurück und geriet schließlich in eine Aufregung, in der sich sein Gefühl für Anne-Marie wieder zu hellen Flammen anfachte.

Plötzlich kam ihm der Gedanke: „Wenn sie allein ist, wird sie auf den Platz zurückgekehrt sein, auf dem wir uns heute morgen fanden und trennten.“

Er griff nach seinem Hut und stürmte hinaus. Und seine Vermutung erwies sich als richtig. Anne-Marie war in den Dünen.

Daltitz war nicht mehr in die Villa zurückgekehrt,

er hatte nur einen Brief geschickt, der eine größere Summe für ihre und Elses Rückreise enthielt und die Weisung, das erste Schiff, welches am Morgen nach Emden abging, zu benutzen. Ein Gefühl grenzenloser Verlassenheit hatte Anne-Marie diesem Briefe gegenüber erfaßt.

Endlich hatte sie sich aus ihren Thränen und ihrer Verzweiflung aufgerafft und war, während Else die Koffer packte, noch einmal zu dem Platz zurückgekehrt, auf dem sie heute so glücklich gewesen und doch so elend geworden war.

Schon von der Dünenhöhe herab sah Arved Anne-Marie am Fuße des Weidenstrauches sitzen. Mit zwei Sätzen war er an ihrer Seite.

„Erwartetest du mich?" fragte er.

Sie blickte auf und streckte ihm die Hände entgegen.

„O, Arved, nun bist du alles, was ich noch auf der Welt habe!"

Er saß neben ihr, den Arm um ihre Schultern geschlungen, ihr Kopf ruhte an seiner Brust und sie weinte herzbrechend.

Noch nie hatte ein Weib so an seinem Herzen geweint, es erschütterte ihn.

„Sei ruhig, mein Liebling," versuchte er sie zu trösten; „es wird freilich eine häßliche Übergangszeit sein, die wir beide durchzumachen haben, aber dann wird es um so schöner werden!"

Sie schüttelte den Kopf. Wie sie Daltitz gegenüber

gefühlt hatte, daß sie Arved nicht um der Kinder willen aufgeben konnte, so fühlte sie jetzt, in Arveds Armen, daß sie diese Kinder doch nie vergessen würde.

Er sprach tröstend auf sie ein, was sein gerührtes Herz ihm eben eingab.

„Mama ist so gut und sie liebt mich so sehr," sagte er; „du wirst sehen, es wird sich alles besser und leichter machen, als wir jetzt denken." Sie erwiderte nichts, und er suchte sich seinen Aufenthalt in Petersberg unter der so veränderten Situation vorzustellen. Wenn die Sache Aufsehen machte, man vorzeitig die Wahrheit erfuhr, so würde er vielleicht den Abschied nehmen müssen; aber das war eigentlich nicht nötig, man konnte ja vorsichtig sein, bis die Scheidung vollzogen sein würde. Daß diese in der für Anne-Marie schonendsten Weise von Daltitz eingeleitet werden würde, dessen fühlte er sich sicher.

„Komm, wir müssen vernünftig sein, müssen alles überlegen," sagte er.

Sie war mit allem einverstanden, was er vorschlug. Der Gedanke an die stille und gewiß nicht leichte Bußzeit, die sie in Petersberg haben würde, hatte sogar etwas Beruhigendes, fast Versöhnendes, für sie.

Gewiß, es war am besten, wenn weder die Eltern, noch Frau von Doven zunächst den wahren Zusammenhang der Dinge erfuhren; es war ja genug, daß sie und Arved einander verstanden.

„Aber Else," begann Anne-Marie zögernd. „Else

hat es doch gemerkt — trotz ihres „Brautglückes" — sie besann sich, daß Arved noch nichts wußte, und erzählte ihm kurz Elses Verlobung.

Eine tiefe Falte stand zwischen Arveds Brauen; er sah vor sich hin auf die Erde, den Kopf so tief herabgeneigt, daß Anne-Marie sein Gesicht nicht sehen konnte.

Also dieser Karl Baumert, dessen Vater er so oft im Schurzfell zwischen seinen Hobeln und Sägen gesehen hatte — der würde sein Schwager werden.

Gewaltsam mußte er sich aus der fatalen Stimmung, die diese Vorstellung in ihm wachrief, emporreißen.

Das war nun alles nicht mehr zu ändern, es half nichts, sich darüber aufzuregen. Und wenn noch so viel Kleinkram drum und dran hing, Anne-Maries Erscheinung und Wesen selbst würden es späterhin einmal allen begreiflich machen, daß er gehandelt hatte, wie er sich nun vornahm zu handeln. Anne-Marie würde auch die anspruchsvollsten seiner Kameraden entzücken.

Mit diesem beruhigenden Gedanken nahm er Abschied von ihr. Die Schatten des Abends lagen schon über den Dünen, nur das Meer glänzte noch in mattem Blau und lichtem Rosenrot, als habe es die Scheideküsse der Sonne festgehalten und strahle sie nun zurück. Arved schritt über die Dünen Anne-Marie sah seine schlanke Gestalt scharf abgezeichnet gegen den Himmel, oben auf

der Dünenhöhe. Noch einmal grüßte er, dann war er verschwunden. Langsam erhob sie sich, um den Rückweg zur Villa anzutreten. Ihr war zu Mute, als habe sie nicht nur von Arved Abschied genommen, sondern als sei sie von jetzt an geschieden von ihrer Jugend, vom Glück, von der Freude am Leben.

XIV.

Der Winter war vergangen. Wieder lag der Schnee auf den Straßen und Dächern von Petersberg, und der Winterhimmel breitete sich so grau und lichtlos darüber aus, daß selbst der Heilige Nepomuk in all seiner vergoldeten Pracht nicht zu funkeln vermochte, sondern farblos, wie verschlafen und eingefroren inmitten des verschneiten Marktplatzes stand.

Im Wohnzimmer der Harboskys dufteten wieder die Bratäpfel, und der Direktor saß mit seiner Pfeife an dem einen Fenster, während Frau Harbosky und Else am anderen, neben der surrenden Nähmaschine beschäftigt waren, an Elses Ausstattung zu nähen. Ab und zu warf Else einen verstohlenen Blick hinaus auf den Marktplatz. Sie lächelte plötzlich, und gleich darauf ging die Hausthür, und Karl Baumert, den sie hatte kommen sehen, trat ein. Sie sprang auf und er schloß sie in die Arme, während die beiden Alten lächelnd zusahen.

„Heut brennen die Öfen schon lustig in unserem neuen Häuschen," sagte Karl, „im Frühjahr sind die Wände sicher ausgetrocknet, und wir können einziehen."

„Du brauchst gar nicht so bescheiden vom Häuschen zu sprechen, 's ist eine ganz hübsche Villa, die euch dein Vater da gebaut hat, Karl," sagte Frau Harbosky, die jetzt mit dem ‚Tischlerkarl' ganz ausgesöhnt war.

„Eine Staatsvilla," bestätigte der Direktor zwischen zwei Dampfwolken.

Nun fingen sie an von der Einrichtung zu sprechen, dazwischen liefen ein paar komische Geschichten von den „guten Freunden und getreuen Nachbaren", die Karl lustig erzählte und über die Else ebenso lustig lachte.

Plötzlich verstummte sie und legte den Finger auf den Mund.

„Still, ich höre Anne-Marie die Treppe herunterkommen," sagte sie, und die vier, eben noch so heiteren Menschen saßen einander mit ernsten Gesichtern gegenüber.

Das hatte ein Aufsehen in der kleinen Stadt gegeben, als man merkte, daß sie nicht nur das Brautpaar nach Hause begleitet hatte, sondern daß sie ganz zu den Eltern zurückgekehrt war; aber man wurde nicht klug aus der Geschichte, und Frau Harbosky, die sonst recht gern mit den Frauen des Städtchens über alles Mögliche und Unmögliche redete, konnte nichts zur allgemeinen Aufklärung beitragen, denn sie wußte selbst nicht, wie es eigentlich zuging, daß ihre Anne-Marie erklärte, sie könne nicht

mehr nach Markowitz zurückkehren, die Eltern möchten ihr die einzige Liebe anthun und nicht weiter fragen. Es war ein schwerer Kummer für sie — aber Elses Glück half ihr allmählich darüber hinweg.

Anne-Marie trat in das Wohnzimmer. Sie hatte die vier dort versammelten lachen hören, als sie noch auf der Treppe war, und wußte, daß ihr Eintritt sie nun verstummen machte. In ihren Augen lag ein Ausdruck, wie eine stille Bitte um Verzeihung, aber ihre Lippen sprachen nur ein freundliches Begrüßungswort für Elses Bräutigam, und dann reichte sie der Mutter ein Päckchen fein gestickte Taschentücher hin.

„Ich wollte dir die Tücher nur bringen und andere holen,“ sagte sie.

„O, Anne-Marie,“ rief Else nach einem der Tücher greifend und es entfaltend, „nein, das ist ja viel zu schön für mich — sieh doch nur, Karl, das soll zur Ausstattung!“

Sie sprang auf und umarmte Anne-Marie mit stürmischen Danksagungen.

„Ich habe ja so viel Zeit!“ sagte Anne-Marie mit einem müden Lächeln, „und bin froh, wenn ich arbeiten kann!“

Dann fragte sie nach Karls Eltern und suchte das bei ihrem Eintritt abgebrochene Gespräch wieder anzuregen; aber sowie Karl weiter erzählte, was er vorhin

begonnen hatte — es handelte sich um Pläne für eine Möbelfabrik größeren Stiles, und um allerlei wunderliche Ratschläge, die dem alten Baumert von seinen Nachbaren gegeben worden waren — — da sah Anne-Marie zerstreut vor sich hin, und wer sie beobachtete, wußte, daß sie von dem Gesprochenen kaum ein Wort hörte.

Else blickte ein paarmal verstohlen nach ihr hinüber.

Nach einer Viertelstunde stand Anne-Marie auf und ging.

Frau Harbosky schüttelte den Kopf und seufzte, als die Thür sich hinter ihr geschlossen hatte.

„Du lieber Gott, ist das ein Elend! Alle Tage wird sie blasser — wenn sie sich nur aussprechen möchte! Es ist, als gehörte sie gar nicht mehr zu uns.“

„Nach meiner Ansicht muß der Daltitz doch etwas ganz Schlimmes gemacht haben, und sie will deshalb nicht zurück!“ ließ sich der Direktor vernehmen.

„Ja,“ seufzte Frau Harbosky, „wer hätte das dem Daltitz zugetraut! Unser armes Herzenskind! Wenn sie nur erst ihren Jungen wieder hätte. Nach der Scheidung bekommt sie ihn ja sicher und ein schönes Erziehungsgeld dazu!“

Else und Karl wechselten einen Blick des Einverständnisses. Sie waren die beiden einzigen außer Anne-Marie, die den wahren Zusammenhang der Dinge kannten, aber sie hatten Schweigen gelobt und hielten ihr Wort.

Karl hatte auch die Vermittelung der Briefe übernommen, die Anne-Marie und Arved wechselten; aber dieselben waren so selten, daß er gegen Else seine Verwunderung ausgesprochen hatte.

Im Herbst war Arved auf acht Tage nach Petersberg gekommen, und er und Anne-Marie hatten sich im Buchenwald getroffen, ohne daß man im Städtchen darauf aufmerksam geworden wäre. Dann hatte Arved geschrieben, er könne keinen Urlaub bekommen. Auch zu Weihnachten war er nicht zu Hause gewesen, aber Frau von Doven hatte wie alljährlich ihre Weihnachtsnäherei durch Frau Harbosky besorgen lassen, und Anne-Marie schloß daraus, daß sie nichts von Arveds Beziehungen zu ihr wußte.

Langsam, langsam verging die Zeit. Tag reihte sich an Tag, Woche an Woche. Anne-Marie hatte sich zuerst wie in halber Betäubung in ihre „Buße" hineingefunden. Dann regte sich erst leise, dann immer mächtiger werdend die Sehnsucht in ihr, von ihrem Kinde zu hören.

„Du hast es verloren durch deine Schuld, es ist ein Opfer, das du Arveds Liebe bringst," hatte sie sich zuerst gesagt. Sie hatte es wiederholt, wie eine Zauberformel, mit der man einen Geist beschwört. Aber die Formel hatte allmälich die Kraft verloren.

„Mein Kind!" mit diesem Gedanken weinte sie sich abends in den Schlaf. Und mit dem Schreckensrufe: „mein Kind," wachte sie auf, weil sie geträumt hatte, es

sei ihm ein Unheil widerfahren, es sei krank, und sie sei nicht an seiner Seite.

Am Ende ertrug sie es nicht länger. Sie bat Else, an Daltitz zu schreiben, Nachrichten von dem Kinde zu erbitten.

Elses Brief war unbeantwortet geblieben. Und wieder verging die Zeit. Die kurzen, dunklen Wintertage kamen, und die langen, langen Nächte. Manchmal erschreckte Anne-Marie der Gedanke, daß sie ihren Eltern Kosten verursachte. Dann beruhigte sie sich damit, daß es ja nur ein Übergangsstadium sei und sie ihnen später alles erstatten würde. Und der Gedanke an diese Dinge kam ihr so nebensächlich vor, daß sie nicht lange dabei verweilte.

„Wir müssen geduldig und vorsichtig sein, bis die Scheidung ausgesprochen ist,“ hatte Arved gesagt und geschrieben, und Anne-Marie wiederholte sich die Worte immer aufs neue, wenn bange Zweifel sich in ihr regen wollten. Was sie ihm damals zwischen den Dünen gesagt hatte, war ja volle Wahrheit geworden: sie hatte nichts mehr auf der Welt, was ihr Leben lebenswert machen konnte, als Arved. Ihre Heimat in Markowitz hatte sie verloren; jeder Gedanke, der dort hinüberschweifte, that ihr weh. Und das Elternhaus — ach, sie war der Atmosphäre, die dort herrschte, längst entwachsen und konnte dort nicht wieder heimisch werden. Else freilich, Else liebte sie. Aber was konnte sie für Else sein? Else

war glücklich. In vollkommener Harmonie gestaltete sich ihr Leben, sie würde in ihrer Villa ebenso zu Hause sein, wie daheim bei den Eltern, und Anne-Maries Gegenwart konnte nur einen Schatten werfen in den Sonnenschein, der Else umgab.

„Jetzt liebt mein Karl mich so sehr, daß ich selbst auf dich nicht mehr eifersüchtig sein kann," hatte Else ihr gestanden, „aber früher, als er noch ganz jung war, da hat er dich doch geliebt; er hat es mir gebeichtet, und ich wußte es ja ohnehin."

Wie Anne-Marie jetzt allein in ihrem Zimmer saß und träumerisch auf den Schnee hinaussah, mußte sie an Elses Worte denken. Und dann sah sie plötzlich Frau von Doven vor sich, mit ihrem ernsten Blick, und hörte sie sagen: möge das, was Ihre Mutter als Glück preist, Sie wirklich glücklich machen. Ja, wenn sie durch ihre Erziehung dem Kreise, in dem sie wurzelte, nicht entrückt worden wäre, das einfache Glück, das sich ihr bot, zu erkennen, als Glück zu empfinden gewußt hätte — sie schüttelte den Kopf. Was waren das für müßige Gedanken! Aber wie gern hätte sie Arveds Mutter gesagt, wie sie ihre Worte von damals nicht vergessen, wie sie sie vielmehr so ganz verstehen gelernt habe. Arveds Mutter! Räumlich war sie ihr so nahe, und sie würde gewiß Verständnis bei ihr finden, wenn das Vorurteil gegen die „Tochter der Harboskys" Frau von Doven nicht von ihr trennte. Würde es Anne-Marie gelingen, dieses Vorurteil zu über-

winden? Mit Sehnsucht und Furcht zugleich dachte sie an diese Frau, die Arved so sehr liebte und verehrte, und und zu der sie nicht hingehen, an deren Herz sie nicht flüchten durfte, mit all ihrem Leid und all der bangen Sorge, die sie erfüllte.

Die Dunkelheit war völlig hereingebrochen. Aus dem Wohnzimmer unten klangen ab und zu die fröhlichen Stimmen des Brautpaares und der Eltern durch die dünne Decke und machten Anne-Marie ihre Einsamkeit noch fühlbarer. Sie raffte sich auf, entzündete die Lampe und nahm die Stickerei für Else wieder auf.

Da klopfte es. Der Briefträger brachte ihr einen Brief.

Sie starrte den Poststempel an: „Markowitz." War denn das möglich? Ihre Finger zitterten, während sie das Couvert erbrach, dessen Adresse nicht von Daltitz' Hand geschrieben war. Sie las.

Hedwig Scheibe, die im vorigen Jahre Witwe geworden war, schrieb ihr, daß sie sich auf Daltitz' Bitten entschlossen habe, zu ihm zu kommen. Der Name Daltitz kam nur bei dieser Erklärung in dem Briefe vor, nachher war nur von den Kindern die Rede. Aber mit welchen Gefühlen verschlang Anne-Marie die Nachrichten über sie. Ihre Wangen brannten, ihre Augen füllten sich mit Thränen. Wieder und wieder las sie, dann drückte sie den Brief an die Lippen und weinte — weinte.

XV.

Der Frühling kam. Elses Hochzeit wurde gefeiert, und fast gleichzeitig wurde Anne-Maries Scheidung ausgesprochen.

Frau von Doven saß an ihrem Schreibtische in ihre Wirtschaftsrechnungen vertieft, als sie durch einen Brief ihres Sohnes unterbrochen wurde. Eilig schob sie ihre Bücher beiseite und öffnete das Couvert. Sie las. Röte und Blässe wechselten dabei auf ihrem Gesicht, und als sie zu Ende gelesen, drehte sie den Brief um und las ihn noch einmal. Er lautete:

„Liebe Mama!

Es ist eine ernste und wichtige Sache, in der ich Dir heute schreibe, und — aufrichtig gesagt — diese Angelegenheit allein, und nicht meine Versetzung zur Reitschule ist schuld, daß ich so lange nicht in Petersberg

war. Doch genug der einleitenden Worte, liebe Mama, laß mich Dir kurz und ehrlich sagen, um was es sich handelt. In diesen Tagen ist die Scheidung Anne-Marie Harboskys von Herrn von Daltitz ausgesprochen worden. Ich betrachte mich als Anne-Maries Verlobten und bin entschlossen mein Wort ihr gegenüber zu halten. Ich weiß, liebe Mama, daß diese Verlobung nicht nach Deinem Sinn ist, aber ich weiß auch, daß Du mich liebst, und daß Du mich daher nicht verhindern wirst, zu thun, was ich für meine Pflicht halte. Ich habe mir die Folgen der Sache klar gemacht, aber ich glaube nicht, daß man mir bei meinem Regiment irgend welche Schwierigkeiten bereiten wird, meiner Verheiratung wegen. Es liegt kein Schatten auf Anne-Maries Ruf, ihre Persönlichkeit würde sich durchaus in den gegebenen Rahmen einfügen, und unsere Verhältnisse sind ja, Gott sei Dank, derartige, daß ich keine Unvernunft begehe, wenn ich eine arme Frau heirate. Verzeihe mir den Kummer, den ich Dir mit diesem Briefe bereite, liebste Mama, aber einmal erfahren mußtest Du die Sache doch, und zu ändern ist nichts mehr daran. Darum bitte ich Dich inständigst, sei meine gute und kluge Mama, wie Du es immer warst, und mache es Dir und mir nicht noch schwerer" — die letzten beiden Worte waren in dem Briefe ausgestrichen, aber mit einiger Mühe doch noch lesbar, und statt ihrer hieß es weiter: „nicht unnötig schwer."

Frau von Doven brauchte einige Zeit, ehe sie sich

gefaßt hatte, so daß sie den Brief ohne Herzklopfen zum drittenmale lesen konnte.

Daß mit Arved irgend etwas vorging, war ihrem mütterlichen Scharfblick nicht entgangen. Aber vergeblich hatte sie sich gefragt, was die Veränderung, die sie empfand, ohne sie deutlich nennen zu können, in ihm hervorgebracht hatte. Bald glaubte sie, er habe Schulden gemacht, bald, er habe irgend welche Beziehungen zum Theater angeknüpft, weil er stets in seinen Briefen von Theatervorstellungen, die er gesehen, berichtete.

Jetzt begriff sie, daß er mit diesen Berichten nur die vier Seiten, die sie gewöhnt war, von ihm zu empfangen, gefüllt hatte, weil er über das, was ihn eigentlich beschäftigte, nicht schreiben wollte.

Aber da war so vieles in dem Briefe, was sie nicht begriff.

Daß Arved mit Anne-Marie und Else in Borkum zusammengetroffen war, wußte sie, aber er hatte diese Begegnung nur als eine ganz flüchtige dargestellt, und da er während seines Herbsturlaubes die Harboskys gar nicht besuchte und sein ganzes Interesse auf die Kulturen im Buchenwalde beschränkte, hatte sie dieser Begegnung keinerlei Bedeutung eingeräumt.

Und doch lag hier offenbar die Lösung des Rätsels, und Frau von Doven begriff plötzlich, daß Anne-Maries Scheidung mit Arved im Zusammenhang stehen mußte, und daß er sich nun verpflichtet fühlte, die Frau, die

seinetwegen gefehlt hatte, zu heiraten. Seinen leichten Sinn, sein gutes Herz — sie fand alles wieder in dieser Handlungsweise, und die Mutterliebe flüsterte ihr tausend Entschuldigungen für ihren „Herzensjungen“ zu, während sich in ihren Gedanken Schuld auf Schuld auf Anne-Maries Haupt häufte. Dieses Geschöpf, das das Glück gehabt hatte, die Frau eines so braven Mannes wie Daltitz zu werden, es hatte sein hübsches Lärvchen benutzt, um auch Arved zu erobern! Keine Strafe schien ihr im ersten Augenblick schwer genug für Anne-Marie, und daß diese Heirat für alle Fälle zu hintertreiben war, das stand fest in ihr. Arved liebte sie ja nicht einmal, denn wäre das der Fall, so würde er jetzt, wo sie frei war, um jeden Preis Urlaub genommen haben und zu ihr gekommen sein. Statt dessen schrieb er an seine Mutter diesen kühl-sachlichen Brief, aus dessen Zeilen deutlich hervorging, daß er selbst diese Heirat für ein unvermeidliches Unglück hielt.

Sie aber, seine Mutter, die bisher stets seine Vorsehung gewesen war, sie wollte ihn nicht in dieses Unglück sehenden Auges hineinstürzen lassen; es mußte sich vermeiden lassen, es mußte! Sie schrieb an Arved; dann zerriß sie den Brief. Nein, nicht an ihn wollte sie sich zunächst wenden, Anne-Marie wollte sie sprechen. Die war ja hier, in erreichbarer Nähe, und hatte so klug sich zurückzuhalten und es einzurichten gewußt, daß, wie Arved schrieb, kein Schatten auf sie fiel, der ihre feinen Pläne

hätte zerstören können. Aber noch zur rechten Zeit war die Wahrheit an den Tag gekommen, und Frau von Doven war zu allem entschlossen, um die Freiheit ihres Sohnes zu erkämpfen. Sie wollte Anne-Marie drohen, daß sie eine Revision des Scheidungsprozesses beantragen und durch Bekanntmachung der Wahrheit ihre Verbindung mit Arved unmöglich machen würde, denn von der Richtigkeit ihrer Vermutungen war sie überzeugt. Und dann wollte sie Anne-Marie eine größere Abfindungssumme anbieten, damit Arved der Vorwurf erspart bliebe, daß er sie in eine sorgenvolle Lage gebracht hatte. Zu allem war sie bereit, zu jeder Härte und zu jedem Opfer, nur das eine Ziel stand vor ihr: Arveds Befreiung von diesem Bande, in dem sie das Unglück seines ferneren Lebens sah.

Sie schickte einen Boten an Anne-Marie und ließ diese um einen Besuch bitten.

Wenige Stunden, nachdem Arveds Brief eingetroffen war, betrat Anne-Marie das Schloß von Petersberg, klopfenden Herzens, in fieberhafter Spannung. Sie konnte sich von dem Gedanken nicht los machen, daß Arved vielleicht schon dort sei, mit seiner Mutter gesprochen habe, und nun diese Form des ersten Wiedersehens wählte, um in der Stadt nicht erst Lärm zu verursachen und ihr Gelegenheit zu geben, sich mit seiner Mutter auszusprechen. Scheu und sehnsüchtig flog ihr Blick über die lange Fensterreihe der Front — aber da war niemand, der ihr entgegenblickte! Sie klingelte am Portal. Ein

Diener öffnete und schritt ihr voran über die breite Treppe, um sie hinaufzuführen. Seit ihrer Kinderzeit hatte sie diese Stufen nicht betreten. Aber wie genau sie das alles noch kannte! Da waren die Hirschköpfe mit den mächtigen Geweihen und die eiserne Ritterrüstung auf dem Treppenabsatz, und oben in dem langen Korridor blickten die Männer und Frauen des alten, ausgestorbenen Geschlechts der früheren Besitzer mit ihren kecken, lebenslustigen Augen aus den dunklen Bildern herab.

Wie fest hatte sich das alles einst in die Phantasie des Kindes eingegraben und hatte gleichsam den stimmungsvollen Hintergrund gegeben für Arveds Gestalt, bis diese sich allmählich selbständig davon loslöste und einen so breiten Raum in Anne-Maries Leben einnahm, daß sie meinte, dieses Leben nur noch an seiner Seite erträglich zu finden. Und nun ging sie seiner Mutter entgegen. Während sie die Treppe hinanstieg, wußte sie es plötzlich, Arved war nicht da, und ein unbestimmtes Angstgefühl bemächtigte sich ihrer.

Der Diener öffnete eine Thür und ließ sie in das große, dunkel gehaltene Wohnzimmer Frau von Dovens eintreten. Dann entfernte er sich, leise die Thür hinter sich schließend.

Anne-Marie blickte um sich. Sie war allein, aber über dem Schreibtisch am Fenster hing ein großes Ölbild, Arved darstellend. Er trug die Uniform seines Regiments und blickte mit dem sonnig-fröhlichen Aus-

druck, der ihm eigentümlich war, dem Beschauer entgegen. Unwillkürlich trat Anne-Marie vor das Bild.

„Ich weiß es doch, du hast mich lieb, und es ist ja deine Mutter, die mich rufen ließ, deine Mutter!“

Ein Geräusch veranlaßte sie, sich umzuwenden, Frau von Doven stand vor ihr. Kalt und streng blickte sie Anne-Marie entgegen, dann machte sie eine leichte Handbewegung nach einem Stuhl hin und sagte, sich selbst auf den Divan niederlassend:

„Was wir miteinander zu sprechen haben, ist nicht in drei Worten abgethan — setzen Sie sich.“

Der Divan stand in der Ecke des Zimmers, im Halbschatten, auf Anne-Marie fiel das volle Licht des Fensters.

„Sie wissen, weshalb ich Sie habe rufen lassen?“ fragte Frau von Doven mit harter Stimme, aber die kurze Zwiesprache mit Arveds Bild hatte Anne-Marie mutig gemacht, und leise, den Blick mit einem unbeschreiblich sanften und innigen Ausdruck auf Arveds Mutter gerichtet, sagte sie, ohne eigentlich die an sie gestellte Frage zu beantworten:

„Ich habe mich so sehr danach gesehnt, zu Ihnen kommen zu dürfen.“

Der Blick und Ausdruck dieses jungen Gesichtes vor ihr brachte Frau von Doven fast ein wenig aus der Fassung, aber sie war entschlossen, ihre Sache unerbittlich zu Ende zu führen. Ihre Stimme klang nicht weicher als vorhin, während sie sagte:

„Diese Sehnsucht scheint mir ziemlich unbegründet, denn nach allem, was zwischen Ihnen und meinem Sohne vorgekommen ist —“

Anne-Marie erhob bittend die Hände gegen sie.

„O, gnädige Frau, reden Sie nicht so zu mir — nicht so! Ich leide ja schon so schwer, so furchtbar schwer unter alle dem; ich weiß auch, daß es für mich kein volles Glück mehr giebt, aber Sie — seine Mutter, Sie müssen es ja verstehen, daß man nicht anders kann, als — ihn lieb haben!“

Es lag etwas so Wahres, so Leidenschaftliches in diesem Gefühlsausbruch, daß Frau von Doven sich ganz gegen ihren Willen erschüttert fühlte.

Wie in sich zusammengesunken saß dieses junge Weib vor ihr, nichts leugnend, nichts entschuldigend und dennoch Frau von Dovens Herz rührend.

Aber wieder überwand sie diese Rührung, die sich ihrer bemächtigen wollte.

„Sie sagen, es gäbe kein Glück mehr für Sie,“ sagte sie, „und wissen doch wahrscheinlich, daß mein Sohn sich für verpflichtet hält, Sie — zu heiraten.“ Beobachtend und mißtrauisch sah sie Anne-Marie an, als erwarte sie, daß diese nun ihre wahre, niedrige Gesinnung verraten würde.

Anne-Marie blickte auf, aber nur tiefe Trauer, weder Freude, noch Überraschung, noch Triumph lag in diesem Blicke.

„Er will mich heiraten, weil er mich liebt," sagte sie leise, „und was noch von Kräften in mir ist, soll ihm und seinem Glück gehören."

„Seinem Glück?" wiederholte Frau von Doven schneidend. „An ‚sein' Glück glauben Sie also, und sagten doch eben, für Sie gäbe es keins mehr!"

Anne-Marie richtete den Kopf ein wenig stolzer auf unter den harten Worten.

„Ich hatte zwei Kinder, gnädige Frau," sagte sie, „ich weiß, ich habe das Recht verloren, sie zu sehen, aber ich kann doch nicht aufhören, sie zu lieben, meinen eignen süßen Knaben sowohl wie das kleine Mädchen, das sich mir so warm angeschlossen hatte!"

„Das hätten Sie früher bedenken sollen!"

Da sah Anne-Marie wieder zu ihr auf mit dem tieftraurigen Blick, der schon vorhin fast den Weg zu Frau von Dovens wohlverwahrtem Herzen gefunden hatte.

„Sie können mir keinen Vorwurf machen, den ich mir selbst nicht schon schärfer und schlimmer gemacht hätte," sagte sie, „ich weiß, wie sehr ich fehlte, aber ich weiß nicht, wie es anders hätte sein können. Es kam über mich wie ein Sturm, der alles verwüstete, alles hinwegwehte, was mir sonst Halt gegeben hatte — o, nein, ich will mich nicht entschuldigen — aber — aber ich kann ja das alles nicht anders machen, ich kann es nur tragen, weil — weil ich weiß, daß er mich liebt."

„Wissen Ihre Eltern darum?“ fragte Frau von Doven plötzlich.

„Meine Eltern?“ wiederholte Anne-Marie mit dem Ausdruck so ehrlichen Entsetzens, daß Frau von Doven ihr ohne weiteres glaubte, „o, nein, wie hätte ich mit meinen Eltern von alledem sprechen können!“

„Aber sie leben doch bei Ihnen, sie müssen doch von Ihrer Scheidung wissen?“

„Das wissen sie freilich, aber ich habe ihnen keinen Grund gesagt — ich lebe so still für mich, seit ich wieder hier bin, und sie fragen nicht mehr!“

Frau von Doven schwieg einen Augenblick. Sie begriff, was dieses „Stillleben“ mitten unter den Ihrigen, denen sie innerlich fremd geworden war, für Anne-Marie bedeuten mußte, und trotz all ihres Sträubens stieg das Mitleid mit diesem jungen Wesen, das im Elternhause heimatlos war, in ihrem Herzen auf. Und zugleich mit dem Mitleid kam ihr das Verständnis dafür, daß Arved sich in diese Frau verliebt hatte, deren Liebreiz so groß war, daß sie selbst sich während dieser schweren Unterredung dadurch gerührt fühlte. Aber das alles änderte nichts an der Thatsache, daß Arved nach ihrer Überzeugung unglücklich werden mußte, wenn er durch eine Heirat in Verhältnisse und Verwickelungen gezogen wurde, die sein Leben verschatten mußten und die zu überwinden er nicht der Mann war.

„Armes Kind," sagte Frau von Doven in plötzlich verändertem Ton, „armes Kind."

Da hielt Anne-Marie sich nicht länger zurück. Sie glitt zu Frau von Dovens Füßen nieder und barg den Kopf auf ihren Knieen.

„Ich wußte es, Sie würden mich doch zuletzt verstehen," flüsterte sie, „und deshalb habe ich mich gesehnt, zu Ihnen zu kommen; ich war ja so allein, so furchtbar allein!"

Da schmolz das letzte Eis, mit dem Frau von Dovens Muttersorge ihr sonst gutes und warmes Herz umpanzert hatte. Sie legte die Hand auf Anne-Maries Scheitel.

„Stehn Sie auf," sagte sie, „es ist eine alte Wahrheit, das Bibelwort: wer viel geliebt hat, dem wird viel vergeben werden!"

„Lassen Sie mich so knieen, mir ist so wohl so," bat Anne-Marie.

Frau von Doven fühlte sich so bewegt, daß sie schwieg und ihre Hand nur leise über Anne-Maries Haar glitt. Sie seufzte leise, denn jetzt, wo Anne-Marie den Weg zu ihrem Herzen gefunden hatte, war die Aufgabe, die sie vor sich sah, nur um so schwerer. Und sie begann an der Berechtigung, hindernd zwischen diese beiden Menschen zu treten, zu zweifeln.

Eine berechnende Kokette war Anne-Marie nicht, das wußte sie nun, und wenn Arved sie wirklich liebte —

aber nein, nein, sie wollte nicht schwach werden, Arved und die Tochter der Harboskys, es war ja undenkbar, daß dabei etwas Gutes herauskommen sollte.

„Haben Sie denn darüber nachgedacht, mein Kind, daß, wer selbst nicht glücklich ist, auch schwerlich glücklich machen kann?“ begann sie wieder, „und daß es für Sie kein volles Glück geben kann mit dem Gedanken an die von Ihnen verlassenen Kinder, das finde ich selbstverständlich.“

„Arved soll es nicht wissen und nicht merken, und Sie — o, Sie werden mir alles sagen, was ich thun muß, um ihn glücklich zu machen. Er verehrt Sie ja so, und Sie lieben ihn ja so sehr!“ flüsterte Anne-Marie.

„Und es ist Ihnen nie ein Zweifel gekommen?“

„Woran?“

„An — Arveds Liebe?“

Anne-Marie blickte mit den erstaunten Augen eines erschrockenen Kindes zu ihr auf.

„An Arveds Liebe?“ wiederholte sie, als könne sie nicht recht verstanden haben.

„Kind, Kind, wie jung Sie noch sind!“ murmelte Frau von Doven, und die Augen wurden ihr feucht dabei, denn sie litt jetzt schwer darunter, daß Anne-Maries Vertrauen durch ihren geliebten Sohn enttäuscht werden sollte. Ihr Haß und ihre Härte diesem jungen Weibe gegenüber waren dahingeschmolzen, aber die Pflicht für Arved und

sein wahres Glück zu sorgen, trieb sie nun an, grausam zu sein, obgleich ihr Herz sich dagegen sträubte.

„Als Sie kamen, sah ich eine Feindin in Ihnen," sagte sie ehrlich, „das ist nun vorbei, und ich wünschte, ich könnte Ihnen wirklich helfen."

„O, Sie können es, Sie können es," rief Anne-Marie, „Sie sind so klug. Sie waren ja die Einzige, die es schon damals, als ich meine Stellung antreten wollte, verstand, daß der Weg, den ich betreten hatte, schwer sein würde!"

Wieder glitt Frau von Dovens Hand liebkosend über ihren Scheitel.

„Lassen Sie mich wahr sein, mein Kind," sagte sie, „wenn es auch schwer ist für Sie, wie für mich — ich bin nicht ohne Zweifel Arved gegenüber. Er ist gutherzig, leicht zu beeinflussen und vermeidet alles Schwere so viel als möglich. Daß auch er nicht frei von Schuld Ihnen gegenüber ist, beweist mir seine Bereitwilligkeit zur Sühne. Aber diese Sühne — würden Sie sie noch wollen, wenn Sie wüßten, daß Arved dadurch — unglücklich würde?"

„Das kann nicht sein," sagte Anne-Marie kopfschüttelnd.

Einen Augenblick zögerte Frau von Doven noch. Dann trat sie entschlossen an ihren Schreibtisch, nahm Arveds Brief, der noch dort lag, und reichte ihn Anne-Marie.

„Da, Kind, lesen Sie selbst.“ — Anne-Maries Finger bebten während des Lesens. Dann reichte sie Frau von Doven den Brief zurück.

„Er schrieb diesen Brief für Sie!“ sagte sie, die Augen niederschlagend.

„Hatten Sie einen anderen?“ fragte Frau von Doven, betroffen von Anne-Maries einfacher Antwort.

„Ich hatte jetzt keinen, schon längere Zeit nicht, aber ich weiß ja, weshalb er so selten schrieb, und das Letzte, was er mir in dieser Zeit geschrieben hat, waren dieselben Worte, mit denen sein erster Brief anfing: habe Vertrauen zu mir. Ich kann nicht anders als ihm vertrauen.“

Frau von Doven neigte wie zustimmend den Kopf. Anne-Marie gefiel ihr eigentlich immer besser.

„Dennoch — daß er Ihnen jetzt nach ausgesprochener Scheidung nicht geschrieben hat —“

„Er wollte Ihre Antwort abwarten, ehe er mir schrieb,“ unterbrach sie Anne-Marie; „ach, die Briefe machen ja immer so viel Schwierigkeiten!“ Sie erzählte, auf welchem Umwege sie sie erhielt.

„Also Ihre Schwester und Ihr Schwager wissen doch darum?“ sagte Frau von Doven, die Stirn runzelnd.

„Es war ja nicht anders möglich, da wir zusammen in Borkum waren,“ erwiderte Anne-Marie, „aber ich kann mich auf beide fest verlassen — und sie sind auch beide so in Anspruch genommen durch ihr eigenes junges

Glück, daß sie kaum Zeit haben, über mich nachzudenken. Ihre Hochzeit war vor acht Tagen.“

Die Mitwissenschaft dieses jungen Paares störte Frau von Doven. Sie war gänzlich in Zwiespalt mit sich geraten. Sie wußte nur, daß sie in der zuerst gedachten Weise nicht gegen Anne-Marie vorgehen konnte. Es lag fast etwas von mütterlicher Sorge auch für Anne-Marie in ihrem Gefühl, ohne daß sich doch deshalb die tiefe Sorge um ihren Sohn verringert hätte.

„Was denken Sie nun zu thun?“ fragte sie Anne-Marie aus ihren eigenen Zweifeln heraus.

„Ich werde warten, wie bisher,“ lautete die Antwort, und sie klang so müde und traurig, daß es Frau von Doven ins Herz schnitt. Ihre rastlos thätige Natur sträubte sich gegen dieses ‚Warten‘, zu dem auch sie selbst sich bei dieser Lage der Dinge verurteilt sah.

„Hören Sie, Kind,“ sagte sie plötzlich, „ich will Ihnen einen Vorschlag machen — kommen Sie zu mir — sagen Sie Ihren Eltern, damit kein Gerede entsteht, es sei als ‚Gesellschafterin.‘ Wenn Arved kommt, sehen Sie ihn hier wieder, und dann sollen Sie und ich zusammen darüber entscheiden, ob Sie beide miteinander glücklich sein können.“

Wortlos zog Anne-Marie Frau von Dovens Hand an ihre Lippen, und Frau von Doven schloß unwillkürlich die Arme um sie und küßte sie auf die Stirn.

„Und nun gehen Sie,“ sagte sie, „und heute abend

schicke ich den Wagen und lasse Sie und Ihre Sachen holen."

Als Frau von Doven wieder allein war, ging sie lange im Zimmer auf und ab, ehe sie die Erregung, die sie durchzitterte, überwunden hatte.

„Was sind wir doch für Halme im Winde," murmelte sie, „wer hätte mir das im voraus gesagt!"

Aber während sie über das, was geschehen war, und das, was noch geschehen würde, mit sich zu Rate ging, kam sie doch zu dem Schluß:

„Es ist gut so, wenigstens kann nun nichts geschehen, was ich nicht weiß, und ich werde sie beide vor Übereilung schützen."

XVI.

Frau von Dovens Brief an ihren Sohn enthielt das, was Arved am wenigsten erwartet hatte. Anne-Marie war bei seiner Mutter, und diese selbst forderte ihn auf zu kommen und unter ihrem Dach noch einige Zeit mit ihr zusammen zu sein, ehe er endgültige Entschlüsse faßte!

„Unerhört!" rief Arved angesichts dieses Briefes, „ganz unerhört! Wie in aller Welt ist das zugegangen?!"

Der Rausch, der sich seiner in Borkum bemächtigt hatte, war verflogen, und wenn Anne-Maries Bild ihm auch noch als schön und liebenswert vorschwebte, so würde er eine Lösung der Beziehungen zu ihr doch ‚vernünftig' gefunden haben, wenn Daltitz nicht dazwischen gestanden hätte.

Er hatte nach jener Unterredung mit Daltitz sich selbst gleichsam mit Daltitz's Augen betrachtet, hatte unter

dem Zwange von Daltitz's Auffassungsweise Anne-Marie bindende Versprechungen gemacht, und würde nicht bloß vor den Augen dieses Mannes, sondern auch vor seinen eigenen wortbrüchig und feige erschienen sein, wenn er sein Wort nicht eingelöst hätte.

Er hatte sich in diesem Winter noch recht flott amüsiert, trotz des teils wehmütigen, teils romantisch prickelnden Hintergedankens: „eigentlich bin ich gar nicht mehr frei," und nun war so etwas vom Todesmut der Märtyrer über ihn gekommen, und er hätte am liebsten seine unvermeidliche Heirat auch sofort vollzogen gesehen. Er wußte, daß das vor Ablauf der gesetzmäßigen Frist nicht möglich war, aber was an ihm lag, um die Sache ins klare zu bringen, sollte nun wenigstens geschehen, und in dieser Stimmung hatte er an seine Mutter geschrieben, überzeugt, daß es einen harten Kampf mit dieser geben, und daß er denselben heldenhaft bestehen würde.

Statt dessen kam die Aufforderung, mit Anne-Marie in Schloß Petersberg zusammenzutreffen!

Zuerst glaubte er diesem seltsamen Ansinnen nicht nachkommen zu können, dann wurde er schwankend, und eines Tages saß er mit dreiwöchentlichem Urlaub in der Tasche in dem Bahnzuge, der ihn der Heimat entgegentragen sollte.

Anne-Marie war inzwischen nach dem Schloß übergesiedelt, und Frau Harbosky konnte nun wieder ihren Bekannten sagen:

„Ein Glückskind ist meine Anne-Marie doch, trotz dem Unglück mit dem Daltitz, denn die Frau von Doven hält sie wie eine Tochter!“

Else schüttelte den Kopf darüber, daß sie noch immer schweigen sollte, aber da Anne-Marie es wünschte, schwieg sie, und es wurde ihr auch nicht schwer inmitten ihrer hübschen, nagelneuen Häuslichkeit, in der sie ‚so viel zu thun hatte,‘ wie sie behauptete.

Frau von Doven ließ sich von Anne-Marie auf all ihren Wirtschaftswegen begleiten und war täglich von neuem erstaunt über Anne-Maries Kenntnis und Verständnis in allen damit zusammenhängenden Dingen, und Anne-Marie war es dabei manchmal, als sei sie wieder zurückgekehrt nach Markowitz. Ein wohliges Heimatsgefühl überkam sie dabei, und sie mußte sich fast gewaltsam daran erinnern, daß sie gar kein Recht habe, noch in dieser Weise an Markowitz zu denken. Am Abend mußte sie Frau von Doven vorspielen, und unwillkürlich kamen ihr auch hier wieder die Erinnerungen an Markowitz so lebhaft, daß sie oft meinte, sie müsse Gertas oder Daltitz's Stimme zwischen den vertrauten Melodien hören; aber das machte sie so traurig, daß sie es lieber vermied, die Sachen zu spielen, die ihr besonders lieb waren, und sie begann sich in neue Noten zu vertiefen.

Einmal fragte sie Frau von Doven geradezu, ob Arved musikalisch sei und besondere Lieblingsstücke habe. Aber die Antwort lautete verneinend, und nun war es

ihr, als mache die Musik ihr auch nicht mehr dieselbe Freude wie früher.

Frau von Doven wurde sehr nachdenklich in dieser Zeit, denn Anne-Marie gefiel ihr immer besser und dennoch konnte sie sich dieselbe nicht als Arveds Frau vorstellen; aber sie war ehrlich genug, zuzugeben, daß das, was sie bei dieser Vorstellung störte, nicht in Anne-Marie, sondern in Arved lag. Anne-Marie bewohnte ein Zimmer, das an Frau von Dovens Schlafgemach stieß. Eines Morgens, zu ungewohnt früher Stunde, öffnete Frau von Doven die Verbindungsthür und trat bei Anne-Marie ein. Diese war gerade mit dem Ordnen ihres Haares beschäftigt, das in lockiger Fülle über den weißen Frisiermantel herabhing. Von ihren erhobenen, auffallend schön geformten Armen waren die Ärmel herabgeglitten, und mit einer Hand das Haar ein wenig zusammenfassend und emporhaltend wandte sie sich der Eintretenden zu.

„Ist sie schön!“ dachte Frau von Doven, die Anne-Marie noch nie so in vorteilhaftestem Lichte, wie eben jetzt gesehen hatte, aber gerade jetzt beunruhigte diese Schönheit sie ganz besonders.

„Arved hat telegraphiert,“ sagte sie mit gepreßter Stimme, „er kommt heute.“

Wie ein Glutstrom flutete es über Anne-Maries weißes Gesicht, die erhobenen Arme sanken herab, wortlos blickte sie Frau von Doven einen Augenblick an. Dann flog sie ihr entgegen, zog ihre beiden Hände an

ihre Lippen und bedeckte sie mit Küssen, als wolle sie ihr für diese Nachricht danken.

„Kind, Kind," sagte Frau von Doven wie abwehrend, und dann mußte sie wieder alle kühle Vernunft zu Hilfe rufen, um das vertrauliche „Du," das sich ihr so oft Anne-Marie gegenüber auf die Lippen drängen wollte, nicht auszusprechen und nicht so selbst eine der Schranken niederzureißen, die sie doch entschlossen war, um jeden Preis, wenigstens noch eine Zeit lang, aufrecht zu erhalten.

„Kind, liebes Kind, Sie sehen, ich sage es Ihnen selbst, aber ich bitte Sie zugleich, seien Sie vorsichtig, nehmen Sie es nicht zu leicht. Sie müssen es ja selbst fühlen, daß ich Sie lieb gewonnen habe, aber meine Sorge ist darum keine geringere. Arved ist so ein Glückskind, verwöhnt von Jugend an — ich fürchte, ich habe auch das Meinige dazu beigetragen, daß er es wurde —."

„Seien Sie ruhig, liebe, liebe Frau von Doven, ich möchte nicht leben mit dem Gefühl, ihn unglücklich zu machen, aber Sie werden ja sehen, daß er —" sie stockte und setzte dann, den Mund dicht an Frau von Dovens Ohr gedrückt leise hinzu: „daß er mich wirklich liebt; denn das ist's doch, woran Sie zweifeln, nicht wahr?"

„Liebes Kind, Sie liebes Kind!" Frau von Doven fand keine andere Erwiderung. „Aber Sie werden sehr vorsichtig sein," setzte sie dann doch nach einer kleinen Weile hinzu, „nicht wahr, Sie werden streng den Schein

wahren, den Leuten keinen Anlaß zum Gerede vorzeitig geben, das versprechen Sie mir!“

„Das verspreche ich!“

Nachdem Frau von Doven fort war, stand Anne-Marie noch einen Augenblick wie eine Träumende da, die Hände ineinandergefaltet, den Blick glücklich und erwartungsvoll in die Ferne gerichtet. Dann glitt sie langsam mit der Hand über ihre Stirn, als wolle sie ihre Gedanken sammeln.

„Ein Glückskind,“ murmelte sie und dachte dabei, wie oft ihre Mutter sie ebenso genannt, und wie oft sie diese Bezeichnung so ganz falsch gefunden hatte.

Und doch — war nicht wirklich eine Menge von merkwürdigen Glücksfällen in ihr Leben getreten? War für den flüchtigen Beobachter ihre Heirat mit Daltitz nicht als ein Glück zu betrachten gewesen, und nun diese ganz unverhoffte Annäherung an Arveds Mutter, die Aussicht, diesen wiederzusehen, ihm anzugehören, trotz allem und allem — o ja, sie war dennoch ein Glückskind; in diesem Augenblick vergaß sie alle Schatten, die sich über ihr Leben gebreitet hatten, und fühlte nur, daß sie jung war und liebte und glücklich sein wollte!

Gegen Mittag fuhr Frau von Doven zur Bahn, um Arved abzuholen. Mit einem Gefühl ängstlicher Spannung sah Anne-Marie ihr nach. Was würde sie ihm sagen? Wie würde sie ihren Einfluß auf ihn geltend machen? Aber zugleich mit diesen Fragen stieg die Gewißheit in

Anne-Maries Herzen auf, daß Arveds Mutter in Wahrheit mehr ihre Freundin als ihre Gegnerin geworden war!

Inzwischen hatte die Begrüßung von Mutter und Sohn auf dem Bahnhofe stattgefunden, und nun saßen sie nebeneinander im Landauer. Frau von Doven hatte ihre Hand auf die Arveds gelegt und sah ihm liebevoll und forschend ins Gesicht.

„Du siehst mir nicht so frisch aus, als sonst mein Herzensjunge,“ sagte sie und setzte dann gleich hinzu:

„Nun, das ist wohl natürlich, ich denke mir, ganz leicht wird diese Zeit auch für dich nicht gewesen sein.“

Er führte ihre Hand stumm an seine Lippen. Ihm war sonderbar zu Mute. Sie und ihr Landauer, an den sich die Erinnerung an all seine Ferien- und Urlaubs-Besuche knüpfte, so daß er für ihn sozusagen zur Stimmung von Petersberg gehörte, sie waren so ganz unverändert. Und nun fuhren sie zusammen der alten Heimat entgegen, und dort sollte plötzlich alles ganz, ganz anders werden, denn dort würde Anne-Marie zwischen ihn und seine Mutter treten. „Du weißt, daß du Anne-Marie bei mir findest,“ sagte Frau von Doven, die vergeblich erwartet hatte, daß er anfangen würde, davon zu sprechen.

„Ja,“ antwortete er, „es war so gut von dir, Mama, so sehr gut.“

„Es war nur natürlich, daß ich sie zu mir nahm, nach allem,“ sagte sie, „und sie ist ein liebes Geschöpf, das mir persönlich als Schwiegertochter sympathisch sein

würde. Trotzdem verhehle ich mir nicht, daß die Situation grade hier, wo ihre ganze Familie ist, für dich eine schwierige sein wird, wenn sie sich auch mit einigem Takt und einigen kleinen Zugeständnissen zurechtrücken ließe."

Arved stieg das Blut in die Stirn. „Hier in Petersberg doch wohl nicht, Mama; ein Leben hier ist jetzt für mich undenkbar," sagte er, „aber an andren Orten" —

„Du gehörst nun doch aber einmal nach Petersberg, und — darüber mußt du dich auch nicht täuschen: Anne-Marie hat das Zeug dazu eine gute und immerhin auch eine vornehme Landfrau zu sein, die es ernst nimmt mit ihren Pflichten und die Sinn und Verständnis hat, für das, was zu unserm landwirtschaftlichen Berufe gehört. Um aber in Gesellschaft zu brillieren und sich in oberflächlichem Verkehr wohl zu fühlen, ist sie zu ernstdenkend. Hier könnte ich mir denken, daß sie einmal trotz der Verwandtschaft, die sich durchaus bescheiden zurückhält, ihren Platz ausfüllen würde. Als Salondame wird sie's nicht!"

Wie seltsam das war. Seine Mutter nahm ja förmlich für Anne-Marie und gegen ihn Partei!

„Ich freue mich, daß du sie so würdigst," sagte er mit ein wenig gedrückter Stimme.

„Ja," erwiderte sie lebhaft, „ich würdige sie, aber grade deshalb kann ich die Besorgnis nicht los werden, daß du — sie eigentlich doch nicht wirklich liebst — ich

unterscheide nämlich zwischen Liebe und Verliebtheit, mein Junge. Verliebt warst du ja natürlich, ob du sie aber von ganzem Herzen liebst, das sollst du jetzt prüfen, denn nur eine sehr große und tiefe Liebe könnte dir, bei deinem Naturell, über die mancherlei gesellschaftlichen Schwierigkeiten weghelfen, die eine Verbindung mit ihr nach sich ziehen wird."

Und dann setzte sie ihm in ihrer ruhig verständigen Weise auseinander, wie er sich und Anne-Marie zunächst die größte Zurückhaltung schuldig sei, da, wenn sie sich wirklich heiraten sollten, ihre Annäherung vor den Leuten und Fernerstehenden, erst jetzt im Hause der Mutter stattzufinden habe, um nicht erst ein Gerede in betreff Borkums aufkommen zu lassen. Würde aber aus der Heirat nichts, so sei alles Auffallende doch natürlich im beiderseitigen Interesse erst recht zu vermeiden.

„Wenn aus der Heirat nichts würde!" das klang ihm so sonderbar im Munde seiner Mutter, denn die Berechtigung, „nichts daraus werden zu lassen", hatte er sich ja längst abgesprochen.

Wenn aber während der Eisenbahnfahrt noch ab und zu eine Regung von Freude, Anne-Marie endlich wiederzusehen, in ihm aufgelebt war, so war nun keine Spur mehr davon vorhanden. Es war, als habe man ihm vor die Sonne ein schwarzes Glas geschoben, so daß alles, was hell daran war, nun trübe und dunkel erschien.

Der Wagen hielt vor dem Schloß. Der alte Diener,

der dort wartete, begrüßte den jungen Herrn mit demselben unterwürfig-vertraulichen Lächeln, wie er ihn schon seit zehn Jahren begrüßt hatte. Unruhig flog Arveds Blick die Treppe hinauf — aber da war keine Anne-Marie. Sie erwartete die Ankommenden erst, Frau von Dovens Weisung folgend, im Wohnzimmer.

„Da ist meine liebe junge Freundin und Gesellschafterin, Anne-Marie von Daltitz," sagte Frau von Doven, laut genug, um von dem Diener, der mit den Sachen im Korridor stand, gehört zu werden, und sie ließ die Thür hinter sich weit offen stehen, während Anne-Marie und Arved sich die Hand reichten, beide viel zu erregt, um ein Wort zu finden.

Bei Tisch saßen sie einander gegenüber. Frau von Doven nahm den Platz zwischen ihnen ein und führte die Unterhaltung, indem sie Arved Details über die Wirtschaft erzählte und von Veränderungen und Verbesserungen sprach, die sie vorgenommen hatte.

„Nicht wahr, liebes Kind?" schloß sie mehr als einmal ihre Berichte, sich an Anne-Marie wendend, und setzte dann erklärend hinzu: „sie versteht nämlich merkwürdig viel von diesen Sachen."

„Wirklich?" sagte Arved gedehnt und sah fast scheu zu Anne-Marie hinüber, die ihm hier so ganz anders als in Borkum erschien. Ihr Gesicht war etwas schmaler geworden, sie trug ein anspruchsloses, schwarzes Kleid, das der neuesten Mode nicht einmal ganz gerecht wurde,

denn sie hatte es nicht über sich vermocht, sich in dieser Zeit mit Toilettenangelegenheiten zu befassen, und das Einfachste schien ihr nur grade das Richtigste für ihre eigentümliche Lage zu sein. Der stolze, ein wenig abwehrende Zug, der sie so anziehend für Arved gemacht hatte, war einem weichen, fast demütigen Ausdruck gewichen; Arved fühlte sich ihr gegenüber nicht mehr gereizt, an ihr zu rätseln, sondern er sagte sich: „sie erwartet ihre Zukunft von mir," und er empfand diesen Gedanken wie einen drückenden Zwang. In Anne-Maries ganzem Wesen aber vibrierte das Verlangen, das sie ihm entgegentrieb, und das sie doch nicht verraten wollte und durfte, nach dem Versprechen, das sie Frau von Doven gegeben hatte.

Das Essen blieb fast unberührt, und trotz ihrer Verehrung für Frau von Doven atmete Anne-Marie auf, als diese sich nach dem Kaffee zurückzog. Nun mußte ja endlich der Augenblick einer Aussprache mit Arved kommen. Klopfenden Herzens erwartete sie ihn in der an das Speisezimmer stoßenden Bibliothek. Zehn Minuten etwa mochten vergangen sein, seit Frau von Doven fortgegangen war, Anne-Marie schien es eine Ewigkeit. Da endlich wurde die Thür der Bibliothek geöffnet.

„Arved!" rief Anne-Marie ihm mit ausgestreckten Händen entgegeneilend. Er ergriff diese Hände, führte sie eine nach der andern mit einer gewissen Feier-

lichkeit an seine Lippen und sagte mit ein wenig bewegter Stimme:

„Mama wünscht — —“

„Ich weiß, ich weiß,“ unterbrach sie ihn, „und es ist selbstverständlich, daß wir beide ihrem Wunsch, der gerecht und vernünftig ist, nachkommen, aber — o Gott, wie habe ich mich gesehnt, dich endlich, endlich wiederzusehen!“

„Liebe Anne-Marie,“ sagte er, ihre Hand wieder an seine Lippen ziehend, mit dem wunderlich feierlichen Wesen, von dem er sich in diesem Augenblick ihr gegenüber nicht los machen konnte, und das doch so gar nicht zu seiner sonstigen Art und Weise paßte.

Anne-Marie löste ihre Hand plötzlich aus der seinen. Ihr überwallendes Gefühl hatte ihr die ersten Worte auf die Lippen gedrängt, jetzt war ihr zu Mute, als wehe ein kalter Luftzug über all ihr warmes Empfinden. Entgeistert blickte sie ihn an.

„Arved,“ flüsterte sie, „Arved, ist etwas verändert zwischen uns?“

Er schüttelte den Kopf.

„Gewiß nicht, nur — unsre Umgebung — das ist alles so ganz anders — du mußt Geduld mit mir haben!“

„Geduld?“ wiederholte sie, „mein Gott, darin bin ich ja so geübt —“ sie verstummte plötzlich, und wie sie ihn so vor sich stehen sah, mit dem Ausdruck banger

Unentschlossenheit im Gesicht, mit den verschleierten Augen, die die Sprache von einstmals verlernt zu haben schienen, da kam das über sie, was sie bisher wie eine Entwürdigung ihrer selbst von sich gewiesen hatte: der Zweifel.

War es möglich? hatte Frau von Doven recht? So furchtbar, so ihr innerstes Empfinden treffend, stieg die Frage vor ihr auf, daß sie, einen Augenblick völlig fassungslos, die Hände vor das Gesicht drückend, in Thränen ausbrach.

„Mein Gott, Anne-Marie,“ rief er erschrocken, unwillkürlich die Arme um sie schlingend, „was ist dir? Beruhige dich doch, ich bitte dich, ich bin ja bei dir, und du weißt ja, wir gehören zusammen!“

Das Mitleid, das nun wieder die Oberhand in ihm hatte, gab seiner Stimme einen wärmeren Ton. Er zog Anne-Maries Kopf an seine Brust und küßte ihre Stirn. „Bitte, sei nur ruhig!“

Es war, als ob er ein weinendes Kind beschwichtigen wolle.

Sie hob den Kopf. Fragend blickten ihre feuchten Augen auf, zu ihm, der mit leise tröstendem Zuspruch ihrem Blick begegnete. Ihre ganze Seele verlangte ja nichts anderes als ihm vertrauen, an seine und ihre Liebe glauben zu dürfen! Sie sog seine Trostworte ein, wie eine dürstende Blume den Tau.

„Verzeih!" bat sie, ihre Augen trocknend, „ich werde vernünftig sein!"

Und dennoch blieb von diesem Augenblick an der Zweifel in ihrer Seele, oft eingeschläfert durch Arveds Stimme und durch ihr eignes Herz, aber nie mehr ganz gebannt.

XVII.

Frau von Doven, die durch eine gewisse Thätigkeit Arved über diese Prüfungszeit hinweghelfen wollte, begann allerlei wirtschaftliche Anforderungen an ihn zu stellen. Erst fuhr sie mit ihm und Anne-Marie an die verschiedensten Punkte und erklärte ihm die Arbeiten, die gerade vorgenommen wurden, zog ihn dazu, wenn sie mit ihren Beamten das Tagewerk beriet, und schickte ihn dann mit allerlei Aufträgen, über deren Ausführung sie stets genauen Bericht forderte, hierhin und dorthin. Sie verlangte auch, daß er die Leute in ihren Wohnungen aufsuchte, damit er als künftiger Herr einen Begriff davon bekäme, wie seine Untergebenen lebten, und sie gab ihm Anne-Marie zur Begleitung mit, die, wie sie sagte, schon überall Bescheid wußte. Ein wenig seufzend, aber doch ohne ernstlichen Widerspruch, fand sich Arved in diese Anordnungen. Gerade bei diesen Gängen in Frau von Dovens

Begleitung waren bei Anne-Marie die Erinnerungen an Markowitz mit verdoppelter Intensivität aufgelebt, und unwillkürlich erwartete sie bei Arved dasselbe menschenfreundliche Wohlwollen der Armut gegenüber, wie sie es bei Daltitz in so vollem Maße beobachtet und wie sie es bei Frau von Doven wiedergefunden hatte.

Arved redete die Leute mit Scherzen an, wie er sie etwa von der Kaserne her gewöhnt war, hielt sich möglichst kurz bei ihnen auf und stöhnte dann, wenn er die Häuser verlassen hatte.

„Eine entsetzliche Idee von Mama, einen in diesen Baracken herumzuhetzen," sagte er, „ich vertrage den Geruch nicht, den arme Leute verbreiten, und die ganze Sache ist so furchtbar zwecklos, denn zwischen mir und ihnen ist so wenig Verständnis, wie zwischen einem Rennpferd und einem Ackergaul — wir sind eben in zu verschiedenen Ställen gezüchtet!"

„Aber Menschen sind doch noch anderen Bedingungen unterworfen als Pferde," meinte Anne-Marie.

Er lachte, nannte sie eine kleine Pedantin und sprach von etwas andrem, und Anne-Marie ertappte sich dabei, daß sie nach so einer Wanderung in Gedanken verloren, am Fenster ihres Zimmers stehend, vor sich hin sagte:

„Er ist eben noch sehr jung" — wobei der Schatten eines anderen an ihrer Seele vorüberzog, eines andren, der freilich nicht so jung war, dessen Auffassungen in solchen Fragen aber mehr den ihren entsprachen.

Eines Tages, als sie von einer solchen Wanderung zurückkehrten, fragte Anne-Marie Arved, ob er nicht einmal Else besuchen wolle.

„Wozu soll ich mich in diese peinliche Situation begeben?" fragte er zurück.

Sie erinnerte ihn daran, daß Else und Karl Baumert doch um ihre Beziehungen wüßten, also wohl einen Besuch erwarten würden. „Und sie waren immer so gut zu mir, ich sollte ganz zu ihnen ziehen, ehe deine Mutter mich in ihr Haus nahm."

Arved schwieg; dann sagte er:

„Ich bin Herrn Baumert ja allerdings Dank schuldig für Besorgung der Briefe, mit denen ich ihn freilich so wenig als möglich inkommodiert habe, aber ich könnte das doch schriftlich abmachen. Ein Besuch dort ist mir furchtbar fatal."

Nun schwieg auch Anne-Marie und suchte sich Arveds Empfindungsweise zurechtzulegen, um seine Gründe verstehen und seine Weigerung entschuldigen zu können. Sie brachte es auch ungefähr zustande, aber es war eine Art von Kompromiß mit sich selbst, und sie fürchtete, daß Else und Karl sich diesem Kompromiß nicht anschließen würden. Gegen Abend bat sie Frau von Doven, ihre Geschwister für eine Stunde besuchen zu dürfen.

„Gewiß, liebes Kind," sagte diese, „ich werde Ihnen den Wagen bestellen."

Anne-Marie meinte, sie könne gehen, aber Frau

von Doven bestand darauf, sie hinzuschicken und sie nach einer Stunde abholen zu lassen.

Anne-Marie dachte: „Sie fürchtet gewiß, Arved könne mich unterwegs treffen, wenn ich ginge, und könnte einen einsamen Abendspaziergang mit mir machen!" Und mit einer gewissen Bitterkeit sagte sie sich, daß diese Besorgnis überflüssig sei.

Sie fand Else in dem kleinen Glashaus, das an die Villa stieß, und in dem die junge Frau ihre Blumen selbst pflegte.

Bei Anne-Maries Eintritt warf Else die Gartenschere fort und kam ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen.

„Ist das schön, daß du kommst," rief sie. „Karl ist über Land, ich bin mutterseelenallein, und ich habe grade an dich gedacht; denn ich weiß ja, daß Arved da ist, und bin so furchtbar gèspannt zu hören, was denn nun wird! Nun mußt du mir erzählen!"

Sie zog sie mit sich in ihr Wohnzimmer, drückte sie in eine Sofaecke und setzte sich selbst, fast ihr zu Füßen, auf ein niedriges Tabouret.

Anne-Marie begann Arveds Nichtkommen mit dem alten Grunde, daß er nicht auffallen wollte, zu entschuldigen, aber Else unterbrach sie.

„Ach, das ist ja ganz egal, ob er kommt oder wegbleibt, sag' mir nur; wie ihr zwei miteinander steht, und was nun wird?"

Anne-Maries Wangen brannten.

„Er ist gut zu mir, Else, er — er will sein Wort halten.“

Else sah verwundert zu ihr auf.

„Wie sonderbar du das sagst, Anne-Marie, grade so, als ob er dir ein Opfer brächte!“

Anne-Marie nickte.

„Ein Opfer ist's auch, Else!“

Aber Else wollte davon nichts wissen.

„Das ist ja alles Unsinn,“ rief sie, „entweder man liebt sich, und dann giebt's keine Opfer, oder man liebt sich nicht, und dann geht man sich nichts an! Aber er liebt dich doch! Und nun soll er dich auch glücklich machen!“

Anne-Marie schwieg, und Else fuhr erregt fort: „Mein Gott, wenn ich an Borkum zurückdenke — ich war ja damals so glückselig über meinen Karl, daß ich alles andere nur halb sah und merkte, aber als ich dich so weinend fand und du mir sagtest: es ist ein großes Unglück, Else, aber ich kann nicht anders — Arved liebt mich und ich liebe ihn — da war es mir, als ob man mir das Herz mitten durchschnitte, und ich müßte es nun zwischen dir und Arved und dem armen, lieben Daltitz teilen. Und als ich es dann meinem Karl sagte, und der merkte, daß gar nichts mehr an der Sache zu ändern war, da haben wir beide uns das Wort gegeben, daß wir nun zu dir halten wollten, was auch kommen möchte,

und wenn Arved Doven nun einmal zu dir gehörte, so wollten wir auch Arved lieb haben; aber das muß ich doch sagen, Anne-Marie, den anderen Karl habe ich doch auch sehr, sehr lieb gehabt, und wenn Arved dich nun nicht ganz glücklich macht, so verzeihe ich ihm das niemals, und mein Karl auch nicht, das hat er gesagt!"

Anne-Marie hielt Elses Hand in der ihren.

„Ja, ich weiß, du bist mir eine treue Schwester, Else," sagte sie, „aber siehst du, Unmögliches mußt du nicht verlangen. ‚Ganz' glücklich! Ach, Elschen, ich glaube das ist niemand!"

„Doch, Anne-Marie, ich zum Beispiel!"

„Ja, Elschen, aber das liegt dann in dir, und das mag wohl auch das einzige wirkliche Glück sein, was aus dem Herzen strahlt und das Leben erwärmt, wie die liebe Sonne! Aber auf meiner Sonne giebt's dunkle Flecke, und die wischen keine äußeren Glücksfälle weg."

Und nun sprach sie wieder von den Kindern, von ihren Erinnerungen an Markowitz.

„Und, Else, früher habe ich daran kaum gedacht, ich weiß nicht, wie das zuging, aber nun kann ich den Gedanken gar nicht mehr überwinden: ob er wohl sehr um mich gelitten hat?" und leise setzte sie hinzu: „Daltitz meine ich!"

Else nickte. „Ja, siehst du, Anne-Marie, ich habe es damals nicht verstehen können, daß du ihm das anthatest. Er war so gut —"

„Das weiß ich, Else, er ist der beste, edelste Mensch unter der Sonne, aber ich — ach, Else. Du weißt nicht, wie das ist, wenn so ein Sturm über einen kommt."

Es war das erste Mal, daß Anne-Marie Else gegenüber Daltitz's Namen wieder aussprach, und nun war es, als könne sie nicht mehr davon loskommen. Sie vertiefte sich in Erinnerungen an Markowitz; es war, als habe sie Daltitz erst jetzt recht verstehen und würdigen gelernt, und könne sich nicht genug thun in der Aussprache, die sie sich so lange und so streng versagt hatte.

Als sie Abschied nahm, saß Else noch lange nachdenklich da und vergaß über ihre Gedanken die Lampe anzustecken. Da kehrte Karl Baumert zurück. Sie lief ihm entgegen und schloß die Arme um seinen Hals.

„Ach Karl, wie gut habe ich's, daß ich nicht im Zweifel zu sein brauche, wen ich eigentlich lieb habe!" Aber zu einer Erklärung dieser rätselhaften Begrüßung wollte sie sich nicht herbeilassen.

Arved, der ausgeritten war, kehrte inzwischen nach Hause zurück, und Frau von Doven teilte ihm mit, daß Anne-Marie bei ihren Geschwistern Baumert sei.

Ein Schatten flog über sein Gesicht.

„Diese Intimität wird sie sich abgewöhnen müssen," sagte er.

Frau von Doven schüttelte den Kopf.

„Täusche dich nicht darüber, Arved," sagte sie, „diese

Schwester steht ihr nah und wird immer ihre Schwester bleiben."

„Es kann doch aber kein Mensch von mir verlangen, daß ich mit dem Tischler Baumert in geschwisterlichen Beziehungen lebe!" rief Arved. „Und das ist doch überhaupt klar: entweder diese Baumerts und Harboskys räumen das Feld hier, oder wir thun es!"

„Baumert, der seine Fabrik mit jedem Jahr vergrößert, sitzt hier mit tausend Wurzeln fest," sagte Frau von Doven, „und wir — ja, wie denkst du dir das wohl, daß wir das Feld räumen würden?"

„Ja, Mama, ich bleibe Soldat, es wird mir ohnehin von Jahr zu Jahr klarer, daß ich nicht zum Landwirt tauge!"

„Und Petersberg?"

„Nun, hier bleibt alles, wie es ist!"

„Und wenn ich sterbe?"

„Sprechen wir doch nicht davon, Mama!"

„Doch, mein Sohn, ich möchte sehr ernstlich davon sprechen, denn ich will wissen, wofür ich den besten Teil meines Lebens gearbeitet habe. Mein Schwiegersohn übernimmt einmal sein väterliches Gut in Pommern, für ihn würde Petersberg daher nur eine Last sein. Du aber solltest hier leben und arbeiten und vollenden, was ich begonnen habe." —

„Ich bitte dich, Mama, sprechen wir nicht davon; es regt uns beide nur ganz unnötig auf, und ich kann

wirklich nichts daran ändern. Mit den Baumerts und Harboskys im Hintergrunde kann und mag ich hier nicht leben" —

„Du würdest also eventuell Petersberg verkaufen?"

„Aber ich bitte dich, Mama, warum quälen wir uns denn gegenseitig so?"

„Weil ich einmal Klarheit über diese Sache haben will!"

„Ja, Mama, wenn es denn einmal ausgesprochen sein muß — ich würde lieber Petersberg verkaufen, als gezwungen zu sein, unter den gegebenen Verhältnissen hier zu leben!"

Sie antwortete nicht, sie saß vor ihm, die Stirn in die Hand gestützt, er konnte ihr Gesicht nicht sehen. Ihr Schweigen beunruhigte ihn. Er trat an sie heran und schlang den Arm um ihre Schultern.

„Sieh' mal, Mama, ich kann wirklich nicht anders." —

Da blickte sie auf, und er war so entsetzt über die Veränderung, die in ihrem Gesicht vorgegangen war, daß ein Schreckensruf über seine Lippen kam.

„Aber Mama, liebe Mama!"

Sie machte eine abwehrende Handbewegung.

„Laß — du — du weißt nicht, was du da sagst; du weißt nicht, was es bedeutet, wenn man sein Leben lang auf ein Ziel hingearbeitet hat, und plötzlich — plötzlich —" ihre Stimme stockte.

„Mein Gott, Mama, ich wußte ja nicht, daß du es so tragisch auffassen würdest!"

Der Eintritt des Dieners, der ein Telegramm überbrachte, unterbrach das Gespräch.

„Elly kommt heute abend,“ sagte Frau von Doven, nachdem sie die Depesche gelesen hatte, aber ihre Stimme klang matt, keine Spur von der Freudigkeit, mit der sie sonst eine derartige Nachricht begrüßt haben würde, lag darin. Ihre Tochter hatte ihr schon vor einigen Tagen geschrieben, daß sie in der Zeit von Arveds Urlaub nach Petersberg kommen wollte, um den Bruder zu sehen, aber Frau von Doven hatte sie nicht so bald erwartet.

„Liebste Mama, nimm dir's nicht so sehr zu Herzen, was ich da über Petersberg gesagt habe,“ bat Arved, sobald der Diener das Zimmer verlassen hatte.

Frau von Dovens sonst so frisches Gesicht war blaß, ihre Augen erschienen wie eingesunken. Und diese Augen richteten sich jetzt auf Arved mit einem so ernsten, prüfenden Blick, wie er ihn noch nie an seiner Mutter gesehen hatte.

„Sage mir nur das Eine, Arved, ich muß es endlich wissen und aus deinem Wesen kann ich nicht klug werden, sage mir offen und wahrhaftig: liebst du Anne-Marie?“

Er senkte den Blick vor diesen forschenden Augen.

„Du hast es mir ja selbst gesagt, Mama, daß sie „liebenswert“ ist.“

Von der Rampe her klang das Rollen des Wagens

herauf, der Anne-Marie von ihrem Besuch zurückbrachte, aber Mutter und Sohn achteten nicht darauf.

„Gerade, weil sie es wert ist, trotz allem und allem geliebt zu werden, gerade deshalb wäre es ein Verbrechen an ihr und an dir, wenn du ohne Liebe auf dieser Heirat beständest!"

Da ging die Thür auf; Anne-Marie stand auf der Schwelle.

Auf den ersten Blick sah sie, daß eine ernste Unterredung zwischen Mutter und Sohn stattgefunden hatte, und eine bange Ahnung sagte ihr, wovon die Rede gewesen sei. Frau von Doven stand hochaufgerichtet in der Mitte des Zimmers.

„Verzeihen Sie, wenn ich störe," begann Anne-Marie mit stockender Stimme, „man sagte mir unten, daß Frau von Hartburg erwartet würde, da wollte ich fragen, welches Zimmer für sie zurechtgemacht werden soll?"

Frau von Doven gab ihre Anordnungen.

Fragend glitt Anne-Maries Blick zu Arved hinüber, aber er wich ihr aus. Sie wollte sich zurückziehen — da sah sie plötzlich Frau von Doven schwanken, ihre Hände griffen, als suchten sie einen Halt, ins Leere — mit zwei Schritten stand Anne-Marie an ihrer Seite und fing sie in ihren Armen auf.

„Mama!" schrie Arved entsetzt auf. — Er und Anne-Marie brachten Frau von Doven bis zum Sofa, auf das sie sie niederlegten. Sie schien besinnungslos.

„Bleiben Sie bei ihr," flüsterte Anne-Marie, wie immer in Frau von Dovens Gegenwart, das „Sie" in der Anrede an Arved gebrauchend, „ich hole Wasser und Salmiakgeist!"

Sie huschte aus der Thür, während Arved sich völlig verstört über seine Mutter beugte, die noch immer kein Lebenszeichen von sich gab.

Gleich darauf kehrte Anne-Marie in Begleitung des Stubenmädchens zurück, das verschiedene Flaschen trug.

Während Anne-Marie Stirn und Schläfen der Ohnmächtigen mit Wasser benetzte und sie durch das Vorhalten eines Fläschchens mit Riechsalz und durch das Einflößen starken Weines wieder zur Besinnung zu bringen versuchte, fragte Arved:

„Ist das schon öfter vorgekommen?"

Das Stubenmädchen verneinte. Nur über Schwindel habe die gnädige Frau manchmal geklagt, aber ohnmächtig sei sie nie geworden.

Dann ging das Mädchen, um den Diener zu holen, da man Frau von Doven in ihr Schlafzimmer tragen wollte. Arved kniete neben der Liegenden, hielt ihre erkaltete Hand in der seinen und sah mit so verzweifeltem Ausdruck auf die regungslosen Züge, daß es Anne-Marie ins Herz schnitt.

„Es ist ja nur eine Ohnmacht, sie wird sich wieder erholen," flüsterte sie.

Da machte seine innere Qual sich in dem Aufschrei Luft.

„Wenn sie stirbt, so habe ich sie getötet, und das — das ertrage ich nicht!“

„Arved!“ entsetzt blickte Anne-Marie den Knieenden an. „Was, was habt ihr denn gesprochen?“

„Ich habe gesagt, daß ich Petersberg verkaufen wollte!“ antwortete er, ganz hingenommen von seinem Schmerz.

Die Leute kamen; man trug Frau von Doven in ihr Schlafzimmer; es wurde nach dem Arzt geschickt.

Und während Anne-Marie sich über die Kranke beugte und sich bemühte, sie zum Leben zurückzubringen, brannte die Erkenntnis in ihrer Seele: „er will Petersberg verkaufen, und das bricht ihr das Herz. Und das alles um meinetwillen — um meinetwillen!“

Der Arzt kam. Frau von Doven öffnete endlich wieder die Augen, aber sie blickte so verstört um sich, daß es schien, als erkenne sie ihre Umgebung nicht. Der rechte Arm war leblos, die Sprache undeutlich und unzusammenhängend.

„Ein Schlaganfall!“ lautete das ärztliche Urteil.

Mitten in die allgemeine Bestürzung hinein kam Elly. Weinend sank sie vor dem Bett ihrer Mutter nieder. Dann flüsterte sie leise mit Arved. Und Anne-Marie ging ab und zu, die Verordnungen des Arztes pünktlich erfüllend, und das eine Wort immer in Ge-

danken wiederholend, das eine Wort, das sie bis ins Herz traf: „Um meinetwillen!“

Sie teilten sich alle drei in die Nachtwache. Die Kranke beherrschte alle Interessen. Am anderen Morgen war ihr Blick wieder klar und schweifte mit einem ergreifenden, tief traurigen Ausdruck von einem zum anderen. Aber die Sprache blieb undeutlich, der Arm gelähmt.

Als Anne-Marie bei ihr war, zog Elly ihren Bruder bei seite.

„Wie ist Mama nur darauf gekommen, diese Anne-Marie zu sich zu nehmen; ich habe es nicht begreifen können,“ sagte sie. Und Arved schwankend, tief ergriffen und nach Anlehnung und Aussprache verlangend, wie er war, erzählte ihr alles.

„Du bist wahnsinnig, vollständig wahnsinnig,“ rief Elly, als er von seiner Pflicht, Anne-Marie zu heiraten, sprach; „ich begreife nun erst recht nicht, daß Mama, die sonst so klar und vernünftig war, die Sache so weiter gehen ließ — diese Anne-Marie muß euch alle verhext haben! Aber nun will ich dir einmal sagen, was die Folgen sein würden, wenn du wirklich deine unsinnige Idee ausführtest!“

Und sie schilderte ihm in düstersten Farben, wie isoliert er sein würde, wenn er Anne-Marie heiratete, wie der Klatsch sich noch nachträglich seiner Beziehungen zu ihr bemächtigen, all die Elemente in der Gesellschaft, auf die er Wert legte, sich zurückziehen würden.

„Schließlich wird dir gar nichts anderes übrig bleiben, als hierher zu kommen und dich auf den Kreis, zu dem Anne-Marie gehört, zu beschränken!“

Sie war leidenschaftlich erregt, sie übertrieb und malte schwarz in schwarz, aber ihre Worte packten Arved um so mehr, als sie eine sehr empfindliche Stelle in ihm berührte: seine Eitelkeit! Dennoch hatte er sich zu fest in andere Auffassungen hineingelebt, um an die Möglichkeit zu glauben, daß er sich durch einen Gewaltakt frei machen könnte.

„Es ist zum Totschießen!“ rief er, die Hände verzweifelt vor die Stirn pressend, „geradezu zum Totschießen!“

„Rede doch nicht so sündhaftes Zeug,“ fuhr Elly ihn an, „aber laß nur Mama erst wieder wohler sein, da wollen wir die Sache schon für dich in Ordnung bringen! Ein Glück, daß ich noch rechtzeitig hergekommen bin!“

„Es ist ja nichts zu machen,“ murmelte Arved mutlos, „ich habe nur die Wahl, mich zu verachten oder mich zu bedauern —“

Elly hatte schon vor dieser Unterredung an ihren Mann telegraphiert und hatte ihn gebeten, so bald als möglich nach Petersberg zu kommen. Sie beglückwünschte sich jetzt dazu, denn sie wußte, daß sie an ihm in allem einen Rückhalt und kräftigen Vertreter ihrer Ansichten finden würde. Im übrigen nahm sie sich vor, selbst mit Anne-Marie zu reden.

„Rege dich nicht so auf," sagte sie, die Arme um Arveds Hals schlingend, „du bist immer zu weichherzig und gutmütig gewesen, und damit kommt man eben nicht durch. Und nun komm und laß uns einen Augenblick frische Luft schöpfen, ehe wir zur Mama zurückkehren. Mir ist der Kopf ganz eingenommen, und dir wohl auch!"

Sie legte ihren Arm in den seinen und trat mit ihm in den Korridor. Vor der Thür zum Krankenzimmer, an der sie vorüber mußten, blieben sie aber doch unwillkürlich stehen.

„Ich will doch erst noch mal sehen, wie es geht," sagte Arved, leise die Hand auf die Klinke legend.

Anne-Marie öffnete die Thür und legte den Finger auf den Mund, zum Zeichen des Schweigens.

Sie trat hinaus auf den Korridor und schloß vorsichtig die Thür hinter sich.

„Ich glaube sie schläft," sagte sie.

„Dann können wir spazieren gehen," sagte Elly.

Im selben Augenblick kam der alte Diener von der Treppe her und meldete, Herr Direktor Harbosky sei unten und wolle sich nach dem Befinden der gnädigen Frau erkundigen.

„Sagen Sie ihm, es wäre seit gestern unverändert," antwortete Elly, „im übrigen hätte niemand von uns jetzt Zeit, Besuche zu empfangen."

Anne-Marie zuckte zusammen. Unwillkürlich flog ihr Blick zu Arved hinüber. Arved schwieg.

„Warten Sie, Franz, ich werde meinem Vater selbst Bescheid sagen," rief nun Anne-Marie mit leise bebender Stimme und eilte dem Alten nach, der sich schon der Treppe zugewendet hatte.

Ellys Hand ruhte fest auf ihres Bruders Arm, und Arved folgte Anne-Marie nicht.

Am nächsten Morgen kam Herr von Hartburg.

Anne-Marie fühlte instinktiv, daß das Ehepaar Bescheid wußte und daß beide ihre unerbittlichen Gegner waren, und da die Kranke in ihrer unbeholfenen Art stets nach ihr verlangte und deutlich zeigte, daß sie ihre Hilfeleistungen denen der anderen vorzog, so blieb Anne-Marie fast beständig im Krankenzimmer und vermied so viel als möglich jede Berührung mit den Hartburgs, und da Arved unzertrennlich von Schwester und Schwager schien, sah sie auch diesen sehr wenig. Und in dem Dämmerlicht des Krankenzimmers unter dem stummen, kummervollen Blick Frau von Dovens, lernte Anne-Marie endlich klar zu sehen. Mit gebrochenen Flügeln war ihre Phantasie aus den sonnigen Höhen, zu denen sie sich emporgeträumt hatte, herabgestürzt; kahl, grau und nüchtern umgab sie die Wirklichkeit, und in ihrem fahlen Licht mußte Arved den verklärenden Strahlenkranz, den ihr Herz um sein Haupt gelegt hatte, verlieren.

In halbwachem Zustande hatte Anne-Marie die Nacht auf einem Sofa in Frau von Dovens Schlafzimmer verbracht.

Nun dämmerte der Morgen. Mit den ersten Sonnenstrahlen, die sich ihren Weg durch einen Spalt zwischen den Vorhängen in das Krankenzimmer suchten, trat Anne-Marie an das Bett heran.

Frau von Doven schlief nicht. Seit gestern abend hatte sie jeden Sprechversuch aufgegeben. Alles Leben schien sich nur noch in ihren Augen zu konzentrieren, und diese blickten mit einem so angsterfüllten, fragenden Blick zu Anne-Marie auf, daß diese sich tief ergriffen über die Kranke beugte.

„Haben Sie einen Wunsch?" fragte sie leise.

Die Kranke machte eine zustimmende Bewegung und bemühte sich zu sprechen, aber die Zunge versagte ihr den Dienst. In qualvoller Angst blickte sie Anne-Marie an.

Da flüsterte diese.

„Ist es der Gedanke an den etwaigen Verkauf von Petersberg, der Sie ängstigt?"

In Frau von Dovens Augen lag das „Ja", das ihre Lippen nicht mehr aussprechen konnten und das Anne-Marie doch verstand.

Anne-Marie kniete neben dem Bett, ihre ineinander gefalteten Hände ruhten auf der Decke.

„Um meinetwillen wird Petersberg nicht verkauft werden, das gelobe ich Ihnen," sagte sie langsam und feierlich.

Die Spannung wich aus Frau von Dovens Zügen.

Mit einem rührend dankbaren Blick sahen ihre Augen, in denen plötzlich Thränen schimmerten, zu Anne-Marie auf, und diese beugte ihren Kopf ganz dicht neben den der Kranken und flüsterte:

„Ich werde Arveds Opfer nicht annehmen, Sie haben recht gehabt — er — er liebt mich nicht!"

* *
*

Am Abend dieses Tages saß Else ihrem Manne gegenüber im Wohnzimmer mit Handarbeit beschäftigt, während er noch einige Korrespondenzen erledigte.

„Jetzt sollst du aber aufhören zu arbeiten, Karl, jetzt will ich dich haben!"

„Gleich, Kleine, gleich, im übrigen hast du mich immer, auch wenn ich arbeite!"

Sie stand lachend auf, ging zu ihm hin und legte die Arme um seinen Hals.

Da klopfte es, die Thür öffnete sich; Anne-Marie stand auf der Schwelle.

Karl sprang auf, und Else eilte ihr entgegen, aber der freudige Ausruf, der ihr auf den Lippen schwebte, verstummte, als sie in Anne-Maries totenblasses Gesicht blickte.

„Um Gott, Anne-Marie, was ist geschehen?"

„Frau von Doven ist heut nachmittag gestorben," sagte Anne-Marie, und ihre Lippen zitterten, „und ich, Else, ich komme zu dir — zu euch — nicht für

lange, gewiß nicht, aber — darf ich zunächst bei euch bleiben?“

Else umschlang sie mit beiden Armen. Karl Baumert streckte ihr die Hand entgegen.

„Meine liebe, liebe Anne-Marie!“ rief Else, ihre frischen Lippen auf Anne-Maries blasse Wange drückend.

„Nur für wenige Wochen, Else, bis — ich eine Stellung gefunden haben werde!“

Sie blickten sie beide an, als hätten sie nicht recht verstanden.

„Eine Stellung? Du?!“

Anne-Marie neigte zustimmend den Kopf.

„Ja, ich hoffe durch meine alten Breslauer Verbindungen eine Stelle zu finden — am liebsten im Ausland — weit weg — nach Petersberg kehre ich nie mehr zurück!“

XVIII.

Frau Hedwig Scheibe saß mit Gerta auf der Veranda von Markowitz. Gerta flocht einen Kranz von Sommerblumen. Das einst so frische, rosige Kind war ein langaufgeschossenes Mädchen mit etwas schmalem, blassem Gesichtchen und sonderbar träumerischen Augen geworden. Als der Kranz fertig war, stand sie auf und wollte sich schweigend entfernen.

„Wohin willst du den Kranz tragen?“ fragte Frau Hedwig.

Gerta antwortete nicht. Nach wiederholten erfolglosen Fragen wurde Frau Hedwig ärgerlich und schalt über Gertas Verstocktheit. Da zerriß diese mit einer heftigen Bewegung den Kranz, warf ihn über das Geländer der Veranda und rannte dann wie eine kleine Wilde davon, ehe Frau Hedwig sie einholen konnte. Mit einem Seufzer blieb diese, die sich zuerst angeschickt hatte, ihr zu folgen, stehen, wie unschlüssig über das, was sie thun sollte. Da sah sie Herrn von Daltitz vom Garten

heraufkommen. Er hatte sie und Gerta zu einer Spazierfahrt abholen wollen und fragte nun nach dem Kinde.

Frau Hedwig erzählte das Vorgefallene.

„Ich bin diesem Kinde gegenüber völlig machtlos," sagte sie; „es ist ein Widerstand gegen mich in ihr, den weder Strenge noch Güte brechen kann; jeder Versuch, ihr Vertrauen zu gewinnen, scheitert, und wenn man einen Haß in einem so jungen Herzen für möglich halten sollte, so würde ich sagen, Gerta haßt mich, wiewohl ich mich vergeblich frage, wie ich das verdiene!"

Daltitz sah bekümmert aus.

„Ich werde einmal ernstlich mit dem Kinde sprechen," sagte er endlich, „und ich bitte Sie, Geduld zu haben. Glauben Sie mir, ich bin Ihnen aufrichtig dankbar für die treue Sorge, die Sie den Kindern widmen, und ich weiß, daß es nicht Ihre Schuld ist, wenn Gerta Ihnen diesen Widerstand entgegensetzt!"

Er ging, um Gerta zu suchen. Er fand sie im Wohnzimmer, wo das Pianino stand, zusammengeschmiegt in dem roten Sessel vor dem Kamin und bitterlich schluchzend. Sie hatte ihn nicht kommen hören.

„Gerta!" rief er mit ernster Stimme — aber er konnte nicht schelten, wie er sie so schluchzen sah, denn Gertas hartnäckiger Widerstand gegen Frau Hedwig war wohl eine Sorge für ihn, aber — er verstand ihn. Er begriff, daß das Kind in ihr die Nachfolgerin der abgöttisch geliebten Anne-Marie sah, und sie als solche nicht

gelten lassen wollte. Gab es ihm selbst doch immer eine schmerzliche Empfindung, wenn er Frau Hedwig auf den Plätzen sitzen sah, die Anne-Marie inne gehabt hatte; aber sein Stolz und sein Gerechtigkeitsgefühl verbanden sich, um diese Empfindung zu überwinden. Dennoch verstand er sie gut genug, um Mitleid mit seinem kleinen Mädchen zu empfinden, und wie er sie jetzt so in ihren Schmerz und in ihre Thränen versunken sah, erstarb die beabsichtigte Strafrede ihm auf den Lippen, und er ging auf den Sessel zu, hob Gertas schlanke Gestalt empor und setzte sie auf seine Kniee.

„Nun wollen wir einmal verständig miteinander reden, Klein-Gerta, so, wie ein paar gute Freunde," sagte er, und seine Stimme klang unwillkürlich bewegt.

Da umschlang das Kind seinen Hals, drückte seinen Kopf an ihn und schluchzte:

„Papa, ach mein Papa!"

Und auf seine Frage, was denn vorgefallen sei, erzählte sie ihm alles.

„Sie haben mir das Bild von Mama Anne-Marie weggenommen, und nirgends im ganzen Hause ist ein Bild von ihr, und ich soll nicht von ihr sprechen, weil du dann traurig sein würdest und weil sie nie, nie mehr wieder zu uns kommen wird! Aber einmal muß ich es dir doch sagen, Papa, denn siehst du, ich — ich kann Mama Anne-Marie nicht vergessen. Und heut vor einem Jahr ist sie fortgefahren, Papa, ich habe einen roten Strich in den Gartenkalender gemacht, der immer an

ihrem Schreibtisch hing, und habe dann gezählt — in 32 Tagen sollte sie wiederkommen. Und wie sie nicht kam, habe ich den Kalender weggenommen und aufgehoben, und nun weiß ich, daß sie heut vor einem Jahr fortfuhr. Siehst du, und dort über dem Sofa, da hängt doch das Bild von meiner andern, alten Mama, die ich gar nicht gekannt habe. Aber ein bißchen sieht sie der Anne-Marie ähnlich, und weil sie mir mein Bild weggenommen haben, da denke ich immer an die Mama Anne-Marie, wenn ich das Bild ansehe. Und da wollte ich heut einen Kranz an das Bild hängen — das war das ganze Unglück, und das kann ich doch nicht der — der da" — sie machte eine Handbewegung nach der Veranda hin — erzählen."

Daltitz beruhigte und ermahnte sie, sie möchte gehorsam sein, ihm zu Liebe!

Aber das Herz that ihm weh dabei.

Aus dem langen und etwas krausen Bericht der Kleinen sprach doch nur ihre große, untilgbare Liebe zu Anne-Marie, diese Liebe, die Daltitz so ganz verstand, und die er doch wünschen mußte, Gerta vergessen zu machen. „Vergeblicher Wunsch," dachte er, „Gerta ist zähe in ihren Neigungen wie ich!"

Mit Aufbietung aller Willenskraft hatte er sich daran gewöhnen wollen, sich Anne-Marie nun bald als Arved Dovens Frau vorzustellen. Ängstlich hatte er es vermieden, ihren Namen wieder auszusprechen, oder auch nur von Petersberg etwas zu hören. Als Frau Hedwig in sein

Haus kam, hatte sie ihn gefragt, ob er etwas dagegen habe, wenn sie ab und zu an Anne-Marie schriebe, und ihr Nachricht von den Kindern gäbe.

„Ich habe nichts dagegen," hatte er geantwortet, „aber ich bitte, daß ich nie etwas davon zu hören bekomme."

Frau Hedwig war seinem Wunsche genau nachgekommen. Anne-Maries Name wurde nie wieder genannt, bis Gerta jetzt den Bann gebrochen und damit eine Sturmflut von Empfindungen in Daltitz entfesselt hatte, vor der er selbst erschrak.

War es nicht unwürdig für ihn, diese Frau immer noch zu lieben? Hatte sie selbst nicht tausend Schranken zwischen sich und ihm aufgerichtet, war sie nicht pflichtvergessen, lieblos, leichtsinnig gewesen? Aber sobald er sie anklagte, begannen auch schon die Stimmen zu ihrer Entschuldigung sich in seinem Herzen zu regen.

Sie war so jung, so unerfahren — hätte er, der die Welt doch kannte, sie nicht vorsichtiger und einsichtsvoller leiten müssen? Er glaubte sich von ihr geliebt — aber mußte er sich nicht sagen, daß er ihre Leidenschaft nicht erregt hatte, daß diese einmal aus ihrem Schlummer erwachen und sich rächen könnte? War er nicht egoistisch und engherzig gewesen, als er sie mit all ihrem lebhaften Empfinden in die Einsamkeit an seiner Seite bannte, und dann, als sie zum erstenmale aus dem schützenden Frieden ihres Hauses trat, nicht an ihrer Seite blieb, bereit, sie zu warnen, sie zu schützen?

„Ich bin ebenso schuldig, ja vielleicht schuldiger als sie," murmelte er, als er wieder allein in seinem Zimmer war, „und nun tragen wir beide schwer daran, denn so wie sie ist, kann es kein volles Glück mehr für sie geben, nachdem sie ihre Pflichten hinter sich warf."

Er hatte die Todesanzeige von Frau von Doven in der Zeitung gelesen und meinte, mit dieser Frau sei eine Gegnerin Anne-Maries gestorben.

Seitdem war keine Zeitung in sein Haus gekommen, in der er nicht die Familenanzeigen gelesen hätte.

Anne-Maries Vermählung hatte er nicht gefunden.

Und nun nach der Unterredung mit Gerta überkam ihn der so oft zurückgedrängte Wunsch, über Anne-Maries Schicksal etwas zu erfahren, mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß er entschlossen war, sich Gewißheit zu verschaffen.

Er ging zu Frau Hedwig — aber die Frage, die auf seinem Herzen brannte, erstarb ihm auf den Lippen. Er sprach über Gerta — und dachte an Anne-Marie; aber es schien ihm jetzt unmöglich, ihren Namen vor Frau Hedwig auszusprechen.

Da sagte Frau Hedwig:

„Ich denke manchmal, die Lösung des Rätsels, das Gerta uns aufgiebt, gefunden zu haben, aber ich weiß nicht, ob ich mit Ihnen darüber sprechen darf, Herr von Daltitz, denn es betrifft Anne-Marie!"

Er wandte sich ab; seine Züge sollten nicht verraten, was in ihm vorging.

„Ich denke dasselbe wie Sie," sagte er dann, „auch ich erkläre mir Gertas Widerstand durch — die Erinnerung." Er schwieg einen Augenblick — dann fragte er, ohne Frau Hedwig anzusehen:

„Sie haben Nachrichten von — ihr?"

„Ja, ich hatte vor drei Wochen einen Brief."

Wieder eine kleine Pause und dann wieder die Frage:

„Sie ist in Petersberg?

„Nein," antwortete Frau Hedwig, „sie ist als Erzieherin in England."

„In England! Als Erzieherin!"

Jetzt sah er sie an, und Frau Hedwig erschrak über die Veränderung seines Gesichts. In seinen Augen lag ein Ausdruck, als stände er einem Gegner gegenüber, den er niederschmettern wollte; zornige Röte färbte seine Stirn.

„Der Elende," murmelte er.

Plötzlich ergriff er Frau Hedwigs Hand.

„Sie sind ihre Freundin, ich weiß es, und ich habe Sie ja deshalb gebeten herzukommen, denn ich dachte, Sie würden ihr Kind lieben und Sie würden nicht schlecht von ihr denken — trotz allem! Und deshalb war es mir auch recht, daß Sie ihr Nachrichten geben wollten, aber ich wollte nichts hören, weil ich annahm, sie würde soweit glücklich sein, als es eben noch ein Glück für sie geben konnte. Aber nun bitte ich Sie, geben Sie mir ihre Briefe — wollen Sie?"

„Gewiß, Herr von Daltitz, und es ist mir schwer

genug geworden, nie über all das zu sprechen, was inzwischen geschah — Anne-Marie hat viel gelitten!"

Sie holte die Briefe und gab sie ihm.

Am Abend erwartete sie, daß er davon sprechen würde; aber er blieb stumm. Sie scheute sich danach zu fragen oder die Briefe zurückzuverlangen.

„Eines Tages muß er ja davon sprechen," dachte sie und wartete. Daltitz erschien ihr manchmal verändert — ungleichmäßiger als sonst — zerstreut, innerlich mit etwas beschäftigt, das er nicht aussprechen mochte.

Die Zeit verging.

Da, eines Morgens, trat er in das Zimmer, in welchem Frau Hedwig Gerta unterrichtete.

„Ich werde verreisen," sagte er, „heute abend."

Gerta warf ihre Bücher fort.

„O, Papa, nimm mich mit, bitte, nimm mich mit!" bat sie.

Er beugte sich über sie und küßte sie zärtlich.

„Das geht nicht, Klein-Gerta, aber ich will dir etwas mitbringen, etwas sehr, sehr Schönes!"

Er richtete sich auf, seine breite Stirn rötete sich, während er Frau Hedwig die Hand reichte.

„Ich reise nach England," sagte er. Dann wandte er sich hastig der Thür zu.

„Gott sei Dank!" flüsterte Frau Hedwig.

Bethusy-Huc, Valeska,

Glückskinder

Berlin [1897]